

GESCHICHTE

AUF BEUTEZUG IN EUROPA

Als Wikinger und Franken kamen

BANKIERS DER SCHANDE

Die dunklen Geschäfte der Fugger-Familie

REEDER OHNE SKRUPEL

Ein Westfale und seine Sklavenschiffe



SKLAVEREI

Wie Menschen zur Ware wurden – und Deutschland profitierte



6 × SPIEGEL GESCHICHTE lesen oder verschenken + Prämie



JBL GO 3 Bluetooth-Lautsprecher

Wasserfest, tragbar und mit JBL Pro Sound.
Maße: ca. 88 × 75 × 41 mm. Zuzahlung: €1,-.



€-10-Amazon-Gutschein

Erfüllen Sie sich einen Wunsch aus dem großen Sortiment mit Millionen Büchern, CDs, DVDs u. v. m.



LAMY-Schreibset inklusive Etui

Bestehend aus Druckbleistift und Kugelschreiber für alle Situationen rund ums Schreiben. Zuzahlung: €1,-.



Fundiertes Geschichtswissen im Paket

Deutsche Geschichte ausführlich recherchiert, verständlich aufbereitet und lebendig erzählt.



PUMA-Sporttasche

Mit verstellbarem Schultergurt. In zwei Farben erhältlich. Maße: 77 × 33 × 32 cm. Zuzahlung: €1,-.

Für nur € 8,- je Heft bestellen unter:



abo.spiegel-geschichte.de/22

Hier finden Sie noch mehr Prämien



Telefon 040 3007-2700

Direkt anrufen und bestellen

Hausmitteilung

SPIEGEL GESCHICHTE 5/2022



Freiheitsberaubt Der Stich von 1821 zeigt, was damals noch gängige Praxis war: Weiße Bewacher führen versklavte Menschen in Richtung Küste, um sie zu verschiffen.

Unfassbares Leid prägt die Geschichte der Sklaverei: Frauen, Männer und Kinder wurden ihren Familien entrissen, ihrer Heimat beraubt, zum Schuften gezwungen – oft unter brutalen Arbeits- und Lebensbedingungen.

Lange hielt sich der Glaube, die Deutschen hätten mit dem System der Sklaverei nichts zu tun gehabt. Doch mittlerweile entdecken Historikerinnen und Historiker in Archiven immer neue Spuren deutscher Akteure: Menschen, die anderen entweder selbst die Freiheit nahmen oder von ihrer Versklavung profitierten. Es gebe inzwischen zahlreiche »Indizien dafür, dass Deutsche auch direkt massenhaft beteiligt waren an der Kolonisation und am Sklavengeschäft«, sagt die Bremer Historikerin Rebecca von Mallinckrodt (Seite 22). In der aktuellen Ausgabe von SPIEGEL GESCHICHTE gehen wir der deutschen Rolle in der Sklaverei nach.

Die lässt sich bis ins 8. Jahrhundert zurückverfolgen: Die Franken verschleppten auf Raubzügen Slawen, verkauften sie nach Byzanz oder Andalusien und legten damit die Basis für Europas Wohlstand (Seite 36).

Die Portugiesen professionalisierten ab dem 15. Jahrhundert den Handel mit menschlicher Ware, und die Augsburger Handelsfamilie der Fugger belieferte sie mit Kupfer als Zahlungsmittel, um Sklaven zu erwerben (Seite 58).

An deutschen Höfen schmückte man sich im 18. Jahrhundert mit sogenannten »Kammermohren« (Seite 104).

Schreiben Sie uns, wie Sie das Heft finden oder über welche Themen Sie künftig einmal in SPIEGEL GESCHICHTE etwas lesen möchten. Sie erreichen uns unter: spiegelgeschichte@spiegel.de

Schlesische Leinenwebereien stellten Stoffe her, die gegen Versklavte eingetauscht wurden (Seite 66).

Und Deutsche besaßen sogar selbst Plantagen mitsamt den Versklavten, die darauf arbeiteten (Seite 76).

Trotz alledem etablierte sich schon früh ein Selbstbild, nach dem Deutsche in die Sklaverei nicht involviert gewesen sein sollen (Seite 98). Es hielt sich durch die Kolonialzeit hinweg (Seite 120) bis in die Gegenwart, in der Themen wie Reparationszahlungen vor allem in den USA diskutiert werden (Seite 136).

Die historische Forschung über den deutschen Anteil an der Sklaverei steht noch am Anfang. Die gesellschaftliche Debatte darüber hat kaum begonnen. Hintergrundwissen liefert dieses Heft.

Wir wünschen Ihnen eine erkenntnisreiche Lektüre!
Ihr Team von SPIEGEL GESCHICHTE



Unser Titelbild zeigt das Gemälde »Der gefangene Sklave« des britischen Künstlers John Philip Simpson (1827).

Inhalt

SPIEGEL GESCHICHTE 5/2022

Menschheitsverbrechen Bilder von Versklavten in den USA führen die Unmenschlichkeit der Unfreiheit vor Augen. **6**

Profiteur Der Westfale Friedrich Romberg wurde als Reeder für Sklavenschiffe reich und mächtig – und stürzte dann tief. **14**

Wissenschaft Lange galt: Mit Sklaverei hatte Deutschland nichts zu tun. Die Historiker Rebekka von Mallinckrodt und Michael Zeuske sagen, wie es wirklich war. **22**

Chronik Wichtige Daten zur Versklavung und zur deutschen Beteiligung daran **32**



Spendenbox
In den USA kämpften Organisationen für die Befreiung Versklavter. **Seite 98**

Mittelalter Die Franken legten die Basis für Europas Wohlstand: mit Menschenhandel. **36**

Wikinger Nordische Kämpfer raubten auch in deutschen Ländern Zivilisten als Sklaven. **42**

Strukturen Arabische Händler etablierten in Afrika einen Markt für Unfreie. Daran knüpften Europäer später an. **46**

Freibeuter Korsaren jagten auf dem Mittelmeer nach menschlicher Beute. **54**

Transatlantikhandel Im 15. Jahrhundert professionalisierten Portugiesen das Geschäft mit Menschen – mithilfe deutscher Partner. **58**

Zulieferer Schlesische Webereien produzierten Leinen, mit dem Versklavte gekauft wurden. Auch die Weber waren Ausgebeutete. **66**

Bildhintergrund Was ein Gemälde über die Sklaven der Herrnhuter Brüdergemeine in Sachsen verrät **72**

Doppelmoral Deutsche Kaufleute priesen die Aufklärung – und besaßen Sklaven. **76**

Schicksalsorte Spuren des Sklavereisystems finden sich in Afrika, Amerika und auch in Deutschland. **82**

Revolte Beeinflusst von der Französischen Revolution erkämpften Versklavte auf Hispaniola 1791 Freiheit und Unabhängigkeit. **88**

Bewusstseinswandel Ein Prozess um ermordete Afrikaner stellte 1783 erstmals das Sklavereisystem infrage. **94**

Abolitionismus Sklaverei galt den Deutschen lange als Sünde der anderen – mit offiziellen Verboten tat man sich schwer. **98**

»Hofmohren« Auch deutsche Adelige hielten sich schwarze Verschleppte als Diener. Sie blieben Menschen zweiter Klasse. **104**

Missbrauch Für Frauen bedeutete Versklavung fast immer auch sexuelle Ausbeutung. **112**

Kolonialismus Im Kaiserreich war Sklaverei verboten. In deutschen Kolonien arbeiteten Menschen trotzdem wie Unfreie. **120**

Zwangsarbeit Die Nationalsozialisten wollten Menschen durch Arbeit vernichten. Die juristische Aufarbeitung war schwer. **128**

Gegenwart Noch immer leben Frauen und Männer in sklavereiähnlichen Verhältnissen. **134**

Nachwirkungen Die Folgen der Unterdrückung spüren Nachfahren Verschleppter bis heute. Kann es Wiedergutmachung geben? **136**

Kompodium: Täter und Akteure
Indien-Kompanien **41** | Friedrich Wilhelm I. von Brandenburg **45** | Johann Jacob Saar **57** | Johan Cesar Godeffroy **81** | Barings Bank **97** | Adolph Woermann **103** | Gottlieb Leonhard Gaiser **111** | Reederei Dravemann **119** | Bremer Baumwollwirtschaft **127** | Henry B. Sloman **133**

Hausmitteilung **3**

Empfehlungen **142**

Impressum, Foto- / Bildnachweise **144**

Vorschau **145**

Zum Schluss **146**



Rückblick Fotos der amerikanischen Sklaverei prägen das Bild des Unrechts. Dabei waren daran auch Deutsche beteiligt. **Seite 6**



Benutzt Adelige wie Preußens Friedrich der Große schmückten sich mit schwarzen Dienern. **Seite 104**




Folgen Die Sklaverei wirkt in Form von Rassismus und Benachteiligung auch in Deutschland nach. **Seite 136**

Menscheitsverbrechen Sklaverei gab es in vielen Kulturen, doch nur in den USA wurde sie auch fotografisch dokumentiert. Die Bilder zeigen die alltägliche Grausamkeit, zeigen Ausbeutung und Unterdrückung. Der Schrecken liegt oft im Detail.



Eine Frage



Rechtlos Nur ein Teil aller aus Afrika Verschleppten landete auf den Plantagen in den USA. Doch ihr Schicksal prägt unser Bild von Sklaverei bis heute (Sklaven des Südstaatengenerals Thomas Fenwick Drayton, 1862)

der Macht



Unmenschlich
Chinn mit »Strafkragen«. Die empörendste Erniedrigung ist auf der Stirn des Mannes zu sehen: ein Brandzeichen, das ihn als Besitz eines anderen ausweist.

Wilson Chinn, befreiter Sklave, führt die Instrumente vor, mit denen er misshandelt wurde. Der Nordstaatenoffizier Colonel George Hanks, ein Sklavereiegegner, schrieb dazu 1863:

»Wilson Chinn ist etwa 60 Jahre alt und wurde von Isaac Howard aus Woodford County, Kentucky, »aufgezogen«. Im Alter von 21 Jahren wurde er an Volsey B. Marmillion verkauft, einen Zuckerpflanzler etwa 45 Meilen oberhalb von New Orleans. Dieser Mann pflegte seine Schwarzen zu brandmarken, und Wilson hat auf seiner Stirn die Buchstaben »V. B. M.«. Von den 210 Sklaven auf dieser Plantage waren 30 wie Vieh mit einem heißen Eisen gebrandmarkt worden, 4 von ihnen auf der Stirn, die anderen auf der Brust oder dem Arm.«

Gewalt



Brandeseisen Aus dem Feuer auf die Haut: Eingebrennte Narben verhinderten Verwechslungen mit den Sklaven anderer Leute. Und zeigten lebenslang unübersehbar: Dieser Mensch ist oder war Sklave.

Emmaline auf einem um 1883 aufgenommenen Foto, das im »Old Slave Mart Museum« in Charleston ausgestellt wurde. Unter dem Bild erzählt eine kurze Notiz ihre Geschichte:

»Emmaline wurde 1841 als Geschenk für die 16-jährige Braut von William T. Montgomery aus Bolivar County, Missouri, gekauft. Sie zog 14 Montgomery-Kinder auf, die sie bis zu ihrem Tod im Jahr 1936 im Alter von 109 Jahren versorgten.«

Das Bild war mit »Näherin«, »Sklavin« und »Freundin« beschriftet, nur ihr voller Name wird nirgendwo erwähnt. So wissen wir, was sie tat, aber nicht, wer sie war: Sie war eben die, die sich wie eine Mutter um die Montgomerys kümmerte.

Leben für andere
Emmaline war »Hausklavin«. Unfrei, aber fast Teil der Familie. Nur eben nicht ihrer.

Zwang



Nachschub Auf den Sklavenhändler war Verlass: Stets hielt er ein breites Angebot an Sklaven bereit. Im Laden wie auf der Auktion.





Verunsicherung
Dass ein »schwarzes«
Mädchen derart
»weiß« sein konnte,
wirkte irritierend –
es widersprach
rassistischen Vor-
urteilen.

Rebecca Huger »ist elf Jahre alt und war als Sklavin im Haus ihres Vaters die Leibdienerin eines Mädchens, das etwas älter war als sie selbst«, schrieb Colonel George Hanks 1863 zu diesem Foto: »Dem Anschein nach ist sie vollkommen weiß. Ihr Teint, ihr Haar und ihre Gesichtszüge zeigen nicht die geringste Spur von schwarzem Blut.«

Die unfreie Halbschwester als Leibdienerin: Hanks versuchte während des amerikanischen Bürgerkriegs mit den Geschichten und Fotos solcher Kinder, Geld für Befreiungshilfsprojekte zu sammeln. Rebeccas Familienname deutet auf eine deutsche Herkunft eines ihrer weißen Vorfahren hin. Das gilt für die meisten Hugers im Südosten der Vereinigten Staaten.

Stigma

Verflucht
Eine Emailledose
wünscht den Feinden
der Freiheit die
Übel der Sklaverei
an den Hals
(circa 1775 bis 1791).





»Beträchtlicher Gewinn«

Profiteur Auch mit Sklaventransporten wurde der Reeder Friedrich Romberg zu einem der reichsten Menschen der Welt. Dann rebellierten die Ausgebeuteten in der Karibik – und der westfälische Kaufmann stürzte tief. *Von Katja Iken*



D

Die Von-Romberg-Straße im sauerländischen Hemer ist eher kurz und abgelegen – dafür ist das Straßenschild umso ausladender: »Johann Bernhard Friedrich Romberg. Geboren 1729 in Sundwig, gestorben 1819 in Brüssel, dort ein erfolgreicher Großunternehmer, durch Kaiser Joseph II. von Österreich in den Adelsstand erhoben« ist dort zu lesen. Drei Zeilen, weiß auf blau. Historiker Magnus Ressel, Privatdozent an der Goethe-Universität Frankfurt, würde das Schild gern um eine vierte Zeile ergänzen: »Sein Engagement im Sklavenhandel führte zum Tod zweier Söhne und dem Ruin seiner Firma.«

Denn Romberg war weit mehr als der talentierte Manager oder gefeierte Wohltäter, der seinem 1779 durch einen Brand zerstörten Heimatort im nördlichen Sauerland finanziell wieder auf die Beine half. Friedrich Romberg gehörte, gemeinsam mit dem deutsch-dänischen Kaufmann Heinrich Carl von Schimmelmann, zu den bedeutendsten deutschen Kolonial- und Sklavenhändlern seiner Zeit.

»Rombergs Firmenimperium mit der großen Kolonialtochterfirma in Bordeaux erscheint wie eine besonders massive Ausprägung und Überspitzung der deutschen Verwicklungen in den Sklavenhandel«, so Historiker Ressel, Forschungsstipendiat der Gerda-Henkel-Stiftung und Junior Fellow der Stiftung Alfried Krupp Wissenschaftskolleg Greifswald. Er arbeitet seit zwei Jahren an der ersten wissenschaftlichen Romberg-Biografie.

Um 1785 besaß Romberg eine Flotte von mehr als 100 Hochseeschiffen, in Ostende registriert, weltweit im Einsatz. Ressels Recherchen zufolge ließ Romberg mindestens 10 000 Menschen von der afrikanischen Küste aus in die Karibik transportieren, im Durchschnitt 300 Verschleppte pro Schiff. Zu zweit aneinandergekettet, über Monate eingepfercht in stickigen, engen, gerade einmal 1,5 Meter hohen Laderäumen. Rombergs Buchhalter kalkulierten nüchtern den Tod von zehn Prozent der verschifften Sklaven ein. »Legt man diese Quote zugrunde, war Romberg zumindest indirekt für den Tod von mindestens 1000 Menschen verantwortlich«, sagt Ressel.

Romberg wusste um die vielen Toten und bedauerte die Sterblichkeit unter den verschleppten Menschen als »größten Verlust«, wie er in seinen 1810 verfassten Memoiren schrieb, als wirtschaftlichen Schaden. Belege für moralische Skrupel fand Ressel bei Romberg nicht. Auch weil der sich nicht persönlich die Finger schmutzig machte: Der Geschäftsmann saß in seinem Kontor in Brüssel, schrieb Briefe, prüfte Rechnungen, studierte Zahlenkolonnen – mit den ausgebeuteten, erniedrigten, missbrauchten Menschen selbst hatte er wohl nie Kontakt.

Für Romberg waren die Versklavten nichts weiter als abstrakte Zahlen, ein Rohstoff wie Elfenbein, Kaffee oder Zucker – Handelsgüter, mit denen sich Profit erzielen ließ. Viel Profit: Auf dem Höhepunkt seiner Karriere 1785 gehörte der Geschäftsmann wohl zu den reichsten Menschen der Welt.

Laut eigenen, einstweilen kaum überprüfbaren Angaben besaß Romberg um diese Zeit ein Aktivkapital von 20 Millionen flämischen Gulden – doppelt so viel wie damals das führende niederländische Bankhaus Hope in Amsterdam. Zum Vergleich: Rombergs prunkvolles Schloss Beaulieu in Machelen (nordöstlich von Brüssel) inklusive der umgebenden Ländereien war zu seinen Lebzeiten rund 100 000 flämische Gulden wert. »Es gibt kein Land, ja keine Stadt, mit welcher er nicht in Handelsgeschäften stehe«, rühmte der französische Autor Auguste-Pierre Damiens de Gomicourt 1783 die globale Bedeutung des rombergschen Firmenimperiums.

Der Unternehmer habe anfangs »viele Widersprecher« gehabt, als er sich aufs Sklavengeschäft verlegte, betonte Damiens. Die Kritiker lägen jedoch falsch: Der Handel mit den Versklavten »kann mit weit wenigeren Kosten geführt werden, als die mehrsten andern Handlungsunternehmungen«, so Damiens. »Dieser Handel setzt zwar die Unternehmer großen Gefahren aus«, weil bei der Überfahrt von Afrika nach Amerika ein Drittel, bisweilen auch die Hälfte der Menschen auf den Schiffen sterben könne, »allein sie haben dagegen auch einen beträchtlichen Gewinn bei dem Verkauf der Uebriggebliebenen«.

Ausgerechnet Damiens, der wegen seiner radikal aufklärerischen Gesinnung aus Frankreich hatte flüchten müssen, glorifizierte den Sklavenhandel zynisch als lukratives Zukunftsbusiness – und Romberg als mutigen Visionär.

Dessen kometenhafter Aufstieg über alle Standes-schranken hinweg scheint wie ein frühneuzeitliches Vom-

»Sein Engagement
führte zum Tod
zweier Söhne und dem
Ruin seiner Firma.«





Tellerwäscher-zum-Millionär-Märchen. Geboren 1729 als fünftes von sechs Kindern im Dorf Sundwig (heute ein Stadtteil von Hemer), haftete dem Sohn des lokalen Holzrichters qua Herkunft ein Makel an: Sein Vater war der uneheliche Sohn des Freiherrn Friedrich-Wienhold von Romberg zu Edelburg-Bredenol-Fronberg.

Bereits mit zehn Jahren musste Romberg die Schule verlassen, um zum Einkommen der protestantisch-bürgerlichen Familie beizutragen. Mit seinem jüngeren Bruder Johann Christian Wienold absolvierte er eine Kaufmannslehre, danach arbeiteten die beiden in Augsburg beim aufstrebenden, bald international bekannten Kattunfabrikanten Johann Heinrich Schüle. »Fleißig, umsichtig, sparsam und gefällig, ersparten sie sich nach mehreren Dienstjahren ein kleines Kapitalchen«, schrieb der Hemeraner Pfarrer Friedrich Wilhelm Wulfert in seiner 1845/46 verfassten Ortschronik.

1755/56 gingen die Brüder Romberg nach Brüssel (damals Österreichische Niederlande) und bauten ein rasant wachsendes Transport- und Transithandelsunternehmen auf. Auch nach dem Tod des jüngeren Bruders 1779 blieb die Firma erfolgreich, nun nicht mehr als »Romberg frères«, sondern als »Romberg & fils« – mit dem ersten Sohn Rombergs als Juniorpartner.

D

Der ehrgeizige, arbeitsame Firmenpatriarch war getrieben von protestantischem Arbeitsethos wie unbedingtem Aufstiegswillen. 1766 ersteigerte er ein Transitprivileg und schuf so eine günstige, da fast zollfreie Route von Ostende an der Nordsee bis nach Neapel oder Venedig am Mittelmeer, quer durch den Kontinent. Dadurch wurde er Ressel zufolge der »bedeutendste Speditionsunternehmer Zentraleuropas«.

Doch auch in anderen Branchen betätigte sich Romberg: Er kaufte mehrere Firmen und Fabriken und war als Bankier im internationalen Finanzverkehr engagiert. Romberg investierte unter anderem in die Textilbleichereien seiner Heimat, war Haupteigner der wichtigsten Seeversicherung der Österreichischen Niederlande in Brügge – und betätigte sich als Erfinder in den Bereichen Schiffbau und Textilerzeugung.

Schließlich stieg der Geschäftsmann zu einem idealen Zeitpunkt ins Reedereigeschäft ein: Der Ausbruch des Kriegs zwischen Frankreich und Großbritannien 1778 ließ die Nachfrage nach neutralen Schiffen exorbitant steigen – Ostende verblieb als einzig wichtiger neutraler Hafen zwischen Emden und Portugal. Zwischen 1773 und

»Hier habe ich das Vergnügen, den größten Kaufmann in meinem Staate vorzustellen.«

1781 versiebenfachte sich die Zahl der dort anliegenden Schiffe.

Romberg entdeckte den Atlantikhandel als neues, lukratives Geschäftsfeld – ab 1780 engagierte er sich im Handel mit Versklavten. »Das erste Schiff, das aus dem Hafen von Ostende nach den afrikanischen Küsten ging, war von Herrn Romberg ausgerüstet, es hieß »Marie Antoinette« und hatte 290 [Verschleppte] an Bord«, schrieb der Franzose Damiens: 1782 rüstete Romberg zehn weitere Schiffe zum Transport von 5000 Sklaven aus.

Die erste direkt mit Sklavenfahrten befasste Tochterunternehmung »Romberg & Consors« hatte ihren Sitz in Gent. 1783 gründete Romberg mit den Brüsseler Bankiers Gebrüder Walckiers und seinem Mitarbeiter Georg Christoph Babst eine Sklavenhandelsfirma in Bordeaux – einem der wichtigsten Häfen für den transatlantischen Handel zwischen Europa, Afrika und Amerika.

Dem Historiker Klaus Weber zufolge waren in Bordeaux mindestens fünf weitere Kaufleute deutscher Herkunft im Sklavenhandel aktiv – keiner von ihnen war dort jedoch so stark in das Menschengeschäft involviert wie Romberg: Binnen kürzester Zeit stieg sein Tochterunternehmen zum wichtigsten Sklaventransporteur des Hafens auf. Bis 1791 stachen mindestens zwölf Sklavenschiffe in See, mit ihrer etwa in Angola und Guinea erworbenen menschlichen Fracht steuerten sie unter anderem Kuba und die französische Plantagenkolonie Saint-Domingue (heute Haiti) an.

Um die eigenen europäischen Firmen mit günstigen Rohstoffen zu versorgen, knüpfte »Romberg, Babst & Cie« direkte Kontakte zu den Indigo- und Baumwollproduzenten auf den karibischen Inseln; gleichzeitig schloss die Firma Verträge mit den dort ansässigen Plantagen und stellte rund 20 von ihnen unter ihre direkte Verwaltung. 1787 gründete das Unternehmen sogar eine eigene Filiale in St. Marc (Saint-Domingue).

Laut Ressels Recherchen begrüßte die Öffentlichkeit in den Österreichischen Niederlanden den intensiven Kolonial- und Sklavenhandel unter flämischer oder kaiserlicher Flagge: Im Land litt man, so der Historiker, noch immer darunter, dass die Ostender Kompanie 1730 auf Druck der rivalisierenden Seemächte England und Niederlande aufgelöst worden war – nun zeigten sie mit Romberg erneut auf den Weltmeeren Flagge.

Besonders der österreichische Monarch und Kaiser des Heiligen Römischen Reichs, Joseph II., freute sich über den schwerreichen Sklavenhändler, der so geschickt die Wirtschaftsräume im Alten Reich mit denen in der Neuen

Welt verweb. Stolz notierte Pfarrer Wulfert: »Wenn der Kaiser in Brüssel war, wanderte er in der Stadt umher, den Friedrich von Romberg am Arm und seine Suite (*Begleitung* –Red.) demütig hinterher.«

Als Joseph II. seine Schwester, die französische Königin Marie-Antoinette, in Paris besuchte, präsentierte der Kaiser Romberg mit den Worten: »Hier habe ich das Vergnügen, Eurer Majestät den größten Kaufmann in meinem Staate vorzustellen.« 1784 verlieh der Monarch Romberg sogar den Titel eines Freiherrn. Der Sklavenhandel wurde in dem Adelsbrief explizit als Verdienst erwähnt: Eine große Anzahl der rombergschen Schiffe habe »die Reise zur Goldküste und nach Guinea« für den »Handel mit Versklavten unternommen«.

Seither durfte Romberg sich »von Romberg« nennen, ebenso wie die rechtmäßigen Nachfahren seines adeligen Großvaters. Endlich war der Makel seiner Herkunft auch offiziell getilgt. Doch Glück brachte ihm der Adelstitel nicht: Auf dem Höhepunkt seines Reichtums stürzte Romberg ab – und verlor, wie er selbst schrieb, zwei Drittel seines gesamten Vermögens. »Sein Stern begann just in dem Moment zu sinken, in dem der Unternehmer in den Sklavenhandel einstieg«, betont Historiker Ressel.

E

Einer der Hauptgründe war die zunehmende Zahlungsunfähigkeit der Pflanzer in der Karibik: Sie waren in finanzielle Nöte geraten, weil die Kolonialprodukte immer günstiger, die Sklaven aber immer teurer wurden – auf dem Höhepunkt des boomenden Sklavenhandels um 1790 wurde die »Ware« Mensch knapp. Zusätzlich von Hurrikanen geplagt, konnten die Plantagenbesitzer ihre Schulden bei Sklavenhändlern wie Romberg nicht mehr begleichen. Zudem waren sie nicht mehr in der Lage, die versprochenen Mengen an Kolonialwaren zu liefern. Der gesamte französische Atlantikhandel geriet ins Taumeln: ein Prozess, der durch die Wirren der Französischen Revolution noch verstärkt wurde.

Zudem begehrten die Ausgebeuteten auf: In der Nacht zum 23. August 1791 rebellierten zunächst die Sklaven auf einer Plantage im Norden der Karibikkolonie Saint-Domingue (siehe Seite 88). Der Aufstand zog immer weitere Kreise – unter dem Schlachtruf »Tou moun se moun« (Kreolisch für: »Alle Menschen sind Menschen«) erhoben sich die Versklavten und setzten das durch, was die französischen Revolutionäre 1789 in ihrer Erklärung der Menschenrechte proklamiert hatten: »Die Menschen sind und bleiben von Geburt frei und gleich an Rechten.«

»Die Menschen sind und bleiben von Geburt frei und gleich an Rechten.«

Romberg hielt von derlei Idealen nichts: Sein Firmendirektor in Bordeaux und dessen Geschäftspartner waren im Club Massiac aktiv, der sich für Sklavenhandel und Sklaverei einsetzte. Die Rebellen siegten trotzdem: »4296000 Livres gingen durch die Revolution auf der Insel St. Domingo verloren«, schrieb der Unternehmer in penibler Buchhaltermanier: Als die Versklavten für frei erklärt wurden, »massakrierten sie die Weißen und 60 reiche Plantagenbesitzer, Schuldner des Hauses von Henri Romberg Babst et Cie in Bordeaux, das 21 Teilhaber zählte: die meisten von ihnen fanden hierbei ihren Ruin«, so Romberg in seinen Memoiren.

1793 musste »Romberg, Babst & Cie.« in Bordeaux Insolvenz anmelden. Die Firma in Brüssel konnte sich allerdings (deutlich verkleinert) noch fast zwei Jahrzehnte halten. Revolutionswirren sowie die 1806 von Napoleon erlassene Kontinentalsperre versetzten dem Brüsseler Firmenimperium des Westfalen 1810 schließlich den Todesstoß. Romberg musste sein geliebtes Schloss verkaufen – nicht einmal die Möbel durfte er nach eigenen Aussagen behalten. Weil Romberg seine Schulden nicht begleichen konnte, wurde der einst steinreiche Mann 1811 als 81-Jähriger sogar kurzzeitig in Schuldhaft genommen.

Der Sklavenhandel hatte seinen einstigen Shootingstar jedoch nicht nur finanziell ruiniert – auch der persönliche Tribut war hoch: Zwei Söhne Rombergs bezahlten ihr Engagement im Menschen-Business zumindest indirekt mit ihrem Leben. Henri Dietrich Bernard, der die Leitung der Sklavenhandelsfirma in Bordeaux übernehmen sollte, starb 1784 bald nach seiner Ankunft in Frankreich aus ungeklärten Gründen. Und Ferdinand Louis Adolphe raffte das Gelbfieber dahin, als er 1787 auf einer Art Inspektionsreise für Rombergs Firma in der Karibik unterwegs war – beide wurden nur 22 Jahre alt. Vater Romberg überlebte sie um Jahrzehnte, bevor er 1819 mit 90 Jahren in Brüssel oder Paris starb: ein Adelige ohne Schloss, verarmt, vergessen, gemieden.

»Es mag diesem ehrenwerten Manne vielleicht so ergangen sein wie der Fall unter Menschen nicht selten vorkommt, dass eine hohe Stufe des Erdenglücks zugleich auch der gefährlichste Zeitpunkt ihres Lebens ist, wo sie sich am ehesten vermessen, überheben und sich einbilden: Alles müsste ihnen gelingen, wodurch sie am Ende zugrunde gehen«, schrieb Pfarrer Wulfert über den Hemenaner Unternehmer. Und schloss mit der Warnung: »Darum vermesse sich Niemand, wenn das Glück ihn auf eine gewisse Höhe gebracht hat!«



Entrechtet Der britische Porträtmaler John Simpson fertigte 1827 das einfühlsame Porträt »The Captive Slave« (l.). Kaurischnecken dienten im Sub-Sahara-Afrika im 18. Jahrhundert als Währung, um Sklaven zu kaufen (r.).



»Deutsche waren massenhaft am Sklavengeschäft beteiligt«



Wissenschaft Lange waren selbst Fachleute überzeugt, Deutschland hätte keine große Rolle im System der Sklaverei gespielt. Warum das nicht stimmt, erklären die Historikerin Rebekka von Mallinckrodt und der Sklaverei-Experte Michael Zeuske.

SPIEGEL: Frau von Mallinckrodt, Herr Zeuske, warum wird uns die deutsche Verstrickung in die Sklaverei erst jetzt bewusst?

Mallinckrodt: Der Hauptgrund ist sicher, dass Deutschland in der Frühen Neuzeit, im 16. bis 18. Jahrhundert, keine Kolonialmacht war. Auch als Nationalstaat existierte Deutschland noch nicht und war – bis auf die relativ kurze Episode der Brandenburgisch-Afrikanischen Kompanie – auf staatlicher Ebene nicht in den Handel mit Menschen in den Kolonien eingebunden. Andere Formen der Verstrickung blieben deshalb lange verborgen. Schon Zeitgenossen behaupteten, dass Deutsche unbefleckt seien vom Sklavenhandel: In den historischen Quellen findet man ganz häufig eine Verurteilung der Sklaverei und des Sklavenhandels der anderen europäischen Nationen so, als ob man selbst daran nicht Teil hätte.

SPIEGEL: Wie definieren Sie Sklaverei denn überhaupt?

Zeuske: Sklaverei ist die gewaltsame Kontrolle und die Kapitalisierung von Körpern. Da spielen Aspekte wie Geschlecht und Status, extrem viel Arbeit, Ausbeutung, Unterdrückung und körperliche Dienstleistungen mit rein.

Mallinckrodt: Ich fasse Sklaverei enger. In der Frühen Neuzeit gab es in den deutschen Staaten eine Vielzahl von Abhängigkeits- und Unfreiheitsbeziehungen, zum Beispiel Leibeigenschaft. Aber es gab auch Sklaverei im engeren Sinne.

SPIEGEL: In den deutschen Staaten selbst?

Mallinckrodt: Ja. Wir haben bis jetzt über 850 Menschen erfasst, die meist ursprünglich aus Afrika, aber auch aus dem asiatischen und amerikanischen Raum kamen und nach Deutschland verschleppt wurden. Um deren Status genauer erfassen zu können, stütze ich mich auf eine rechtliche Definition, angelehnt an das römische Recht: Ein versklavter Mensch galt nicht als Person. Er oder sie wurde als bewegliche Habe angesehen, konnte verkauft, vererbt oder verschenkt werden, war selbst nicht rechtsfähig, konnte also nicht als Zeuge aussagen oder klagen. Leibeigene hatten demgegenüber mehr Rechte. Sie hatten den Status einer Person, konnten gegen ihren Herren



klagen und durften nicht unabhängig vom Boden, auf dem sie lebten, verkauft werden. Es gibt immer noch Widerstand gegen die Erkenntnis, dass Sklaverei im deutschen Sprachraum im engeren Sinne existierte.

Zeuske: Schon im 6. Jahrhundert wurde unter dem römischen Kaiser Justinian festgeschrieben, dass es zwei Formen von Versklavten gibt: solche, die einzeln verkauft werden können, und jene, die an den Boden gebunden sind.

Mallinckrodt: Die Zeitgenossen der Frühen Neuzeit wehrten sich vehement dagegen, Leibeigene mit römischen Sklaven gleichzusetzen. Da zeigt sich, dass Sklaverei aus zeitgenössischer Sicht etwas Schlechteres war.

SPIEGEL: Lässt sich rekonstruieren, seit wann es Sklaverei gibt?

Zeuske: Der Historiker Joseph Miller sieht Sklaverei schon im frühen Paläolithikum: wenn sich einem erfolgreichen Jäger eine Reihe Menschen anschlossen und niedere Arbeiten verrichten mussten – also Asche wegfeegen, Blut beseitigen, Fellreste abkratzen oder durchkauen –, damit sie von seiner Beute etwas abbekamen. Andere sehen den Beginn der Sklaverei mit dem Beginn der Landwirtschaft vor etwa 12 000 Jahren: Die nun sesshaften Menschen mussten ihre Felder bestellen, aber auch Kriege führen – für die Arbeit auf den Feldern setzten sie deshalb Kriegsgefangene ein. Eine dritte Theorie sieht den Beginn etwa im 2. Jahrtausend vor Christus, als Menschen aus jenen Gebieten Asiens, in denen Pferde zuerst gezüchtet worden sind, mit Wagen loszogen und in Mitteleuropa oder Indien massenhaft Menschen versklavten. Und eine vierte Meinung geht davon aus, dass Sklaverei mit der Expansion der großen Imperien Assyrien und Rom etabliert wurde. An den Grenzen dieser sich ausdehnenden Imperien gab es immer Kriegsgefangene, die zu Sklaven gemacht wurden.



Rebekka von Mallinckrodt, 51, ist Professorin für Geschichte der Frühen Neuzeit an der Universität Bremen und leitete 2015 bis 2022 ein EU-Forschungsprojekt zu verschleppten Menschen in den deutschen Territorien des 17. bis frühen 19. Jahrhunderts.



Michael Zeuske, 70, ist Historiker und Seniorprofessor am Center for Dependency and Slavery der Universität Bonn. Sein »Handbuch Geschichte der Sklaverei« ist ein Standardwerk zum Thema. Sein Spezialgebiet ist die atlantische Sklaverei.



»Im Mittelalter gab es durchgehend Sklaverei in Europa. Schon die Franken handelten mit Sklaven.«

Michael Zeuske

SPIEGEL: Welchem Ansatz schließen Sie sich an?

Zeuske: Da ich aus einer marxistischen Tradition komme, dem, der mit Eigentum zu tun hat: Ich sehe Sklaverei mit der Landwirtschaft entstehen.

SPIEGEL: Da reden wir also von der Jungsteinzeit. Dass es später im antiken Griechenland und Rom Sklaven gab, ist bekannt. Wie ging es danach weiter?

Zeuske: Auch im Mittelalter gab es durchgehend Sklaverei in Europa. Schon die Franken handelten mit Sklaven, die Wikinger waren berühmte Versklaver und Sklavenhändler. Das Verkaufen von Christen auf christlichem Gebiet wurde zwar zurückgedrängt, aber in den Mittelmeerstaaten Spanien, Italien, Griechenland nie vollständig durchgesetzt.

SPIEGEL: Der Harvard-Historiker Michael McCormick sieht im Menschenhandel den entscheidenden Startschuss für die europäische Handelswirtschaft. Basieren europäischer Wohlstand und Kapitalismus auf Sklaverei?

Zeuske: Vor allem für die westeuropäischen Staaten war Sklaverei ganz eindeutig ein Wirtschaftsfaktor. Das sieht man heute noch, wenn man sich die Anfänge großer

Firmen anschaut. Zahlreiche Versicherungen und Banken waren in den Sklavenhandel verstrickt, aber auch viele Handelsgesellschaften.

Mallinckrodt: Dass die Sklaverei zum europäischen Wohlstand teilweise beigetragen hat, kann man gar nicht bestreiten. Der Historiker Klaus Weber hat gezeigt, dass durch die Produktion von Waren, die gegen Sklaven eingetauscht wurden, Industrialisierungsprozesse in den deutschen Staaten einen regelrechten Schub bekamen. Will man die ökonomische Bedeutung der Sklaverei für Deutschland ermessen, darf man aber nicht nur nach der direkten Beteiligung schauen, sondern muss sich diese indirekte Verstrickung anschauen.

SPIEGEL: Was bedeutet das?

Mallinckrodt: Deutsche stellten Kapital, Schiffe, Plantagenausrüstung und Kleidung bereit, produzierten Waren für den Tauschhandel und verarbeiteten durch Sklavenarbeit gewonnene Güter wie zu Beispiel Zucker weiter. Sie agierten dabei nicht auf staatlicher Ebene im Sklavenhandel, sondern als Geschäftsleute und Einzelpersonen, oft auch im Rahmen anderer europäischer Kolonien und Sklavenhandelsgesellschaften.

SPIEGEL: Das waren dann aber doch eher einzelne Unternehmer, kein Massenphänomen?

Mallinckrodt: Man vermutet heute, dass in der niederländischen Kolonie Surinam rund ein Drittel der europäischen Einwohner deutsch waren. Bei der Vereinigten Ostindischen Compagnie gab es aufgrund von Arbeits-

Dokumentiert Im 18. Jahrhundert v. Chr. bezeugte der Fußabdruck eines Kindes dessen Verkauf (l.). Tontafeln mit Keilschrift hielten in der späten Bronzezeit den Freikauf von Versklavten fest (M.). Die Römer suchten mit Bronzeplaketten nach Entflohenen (r.).

Gefesselt Nach der Gefangennahme wurden Versklavte mit Fußfesseln in Eisen gelegt (19. Jahrhundert).



Mallinckrodt: Leinen hat quantitativ und auch von den finanziellen Ausmaßen her den höchsten Stellenwert. Aber wir sprechen auch von Gewehren, Kupfer, Eisenwaren und Glas.

SPIEGEL: In der Frühzeit waren Sklaven meist Kriegsbeute. Später wurden Menschen versklavt, weil sie »Heiden« waren, schließlich weil sie eine andere Hautfarbe hatten. War Sklaverei schon immer an das »Anderssein« geknüpft?

Zeuske: Als Papst Nikolaus V. im 15. Jahrhundert den Portugiesen erlaubte, Menschen aus Guinea zu versklaven, spielte auch die Hautfarbe in gewisser Weise bereits eine Rolle. Und die Aufseher auf den Plantagen auf Jamaika oder den Bahamas machten auch schon rassistische Bemerkungen über die »faulen Schwarzen« oder Schlimmeres. Der spanische Politiker Francisco de Arango y Parreño verantwortete auf Kuba den Ausbau der Zuckerplantagenökonomie. Er schrieb, dass man jetzt nicht mehr die schönen weißen römischen Sklaven habe, sondern die hässlichen aus dem dunklen Afrika. Doch so richtig entwickelt hat sich der Rassismus mit Aufkommen der modernen Naturwissenschaft erst Ende des 18. Jahrhunderts.

»In Briefen wurde gefragt: Können Sie mir nicht einen gut aussehenden afrikanischen Jungen besorgen?«

Rebekka von Mallinckrodt

kräftemangel schätzungsweise 50 Prozent nicht niederländische Angestellte. Von ihnen kamen die meisten aus deutschen Gebieten, mehrere Hunderttausend Personen. Das sind Indizien dafür, dass Deutsche auch direkt massenhaft beteiligt waren an der Kolonisation und am Sklavengeschäft. Die Forschung steht aber erst am Anfang.

Zeuske: Wenn ich in kubanischen Archiven forsche, entdecke ich immer mehr deutsche Namen. Fast alles Hamburger oder Bremer, aber auch Schweizer, die Netzwerke bildeten und sich gegenseitig Sklaven oder Plantagen abkauften. Das muss alles noch erforscht werden, Kuba ist ja ein relativ kleines Territorium. Für die anderen kolonialen Regionen wissen wir es noch gar nicht richtig.

SPIEGEL: Wer profitierte in Deutschland am meisten von der Sklaverei?

Mallinckrodt: Hamburg und Bremen waren die wichtigsten Orte, hier residierten Firmen oder Einzelpersonen, die wie Heinrich Carl von Schimmelmann direkt oder indirekt in den Kolonialhandel involviert waren. Aber die Netzwerke reichten bis nach Brandenburg-Preußen, Schlesien, nach Süddeutschland, in die Schweiz und tief in den Kontinent hinein.

SPIEGEL: In Ostelbien stellten Leinenwebereien Kleidung für Sklaven her oder Stoffe, die gegen Menschen eingetauscht wurden. Welche Produkte spielten in dem System noch eine Rolle?

Mallinckrodt: Im 15. und 16. Jahrhundert zeigten sich im Mittelmeerraum aber schon Ansätze von Rassismus: Im Italien der Renaissance wurde für hellhäutige Sklaven mehr bezahlt, obwohl schwarzafrikanische Versklavte seltener waren. Versklavte muslimischen Glaubens oder aus dem Osmanischen Reich durften vor der Inquisition einen Eid ablegen – Versklavte subsaharischer Herkunft durften das nicht.

SPIEGEL: Sie sagten anfangs, Sie hätten bislang schon mehr als 850 Menschen identifiziert, die in der Frühen Neuzeit in deutschsprachige Gebiete verschleppt worden sind. Wie gelangten Verschleppte in die deutschen Staaten?

Mallinckrodt: Sie kamen selten direkt von der afrikanischen Küste ins Reich, es waren eher gewundene Lebenswege, die sie aus den Kolonien nach Nordeuropa führten. Oft waren es Kinder oder Jugendliche. Manche wurden mitgebracht von den zahlreichen Deutschen, die in den Handelskompanien und Kolonien engagiert waren. Diese behielten die Menschen dann selbst oder verkauften sie weiter, zum Beispiel auf der Leipziger Messe. In Briefen wurde ganz explizit nachgefragt: »Können Sie mir nicht einen gut aussehenden afrikanischen Jungen besorgen?« Dann wurde vereinbart, wo die Übergabe stattfinden wird und welcher Preis zu zahlen ist.

SPIEGEL: Wie erging es den Verschleppten?

Mallinckrodt: Sogenannte Hofmohren wie Angelo Soliman oder Anton Wilhelm Amo, die bei reichen Fürsten bei Hofe lebten und eine gewisse Prominenz erlangten,



Verkauft Aufseher treiben verschleppte Kinder, Frauen und Männer zum Sklavenmarkt – hier festgehalten auf einem Kupferstich Ende des 18. Jahrhunderts in der niederländischen Kolonie Surinam.



Vorgeführt Adelige nutzten verschleppte Kinder und Jugendliche zu Repräsentationszwecken.
Louise de Kérouaille, Hofdame in England, saß mit einem »Hofmohren« dem Maler Pierre Mignard Modell (1682).

waren die absolute Ausnahme. Sie hatten durch die Protektion ihres adeligen Besitzers und durch Bildungschancen ganz andere Möglichkeiten als die meisten anderen Menschen, die aus Afrika in die deutschen Staaten verschleppt wurden. Es gab sehr viele Namenlose, um deren Bildung sich niemand gekümmert hat, von denen wir auch nicht wissen, wohin sie gelangt sind.

SPIEGEL: Es hielten sich also nicht nur deutsche Fürsten Versklavte?

Mallinckrodt: Auch in bürgerlichen Haushalten dienten sie, wie bei Hofe, der Repräsentation. Es gab sie aber auch im Militär oder in städtischen Gemeinden. Allerdings hatten sie durch die Verschleppung keine familiären Netzwerke, konnten das andersartige Aussehen nicht ablegen und erschienen deshalb immer fremd. Sie konnten keine ehrliche Geburt nachweisen und waren daher in ihrer Erwerbstätigkeit extrem eingeschränkt. Viele suchten auch deshalb die Nähe zu einem fürstlichen Hof, weil es dort leichter war, eine Anstellung zu finden.

SPIEGEL: Blieben diese Menschen lebenslang unfrei?

Mallinckrodt: Wir finden das ganze Spektrum von ausdrücklich auch noch in Deutschland Versklavten, Freige-

effizient, dass die Versklavten wussten, dass sie bei einem Aufstand kaum eine Chance hatten.

Mallinckrodt: Aus dem transatlantischen System kennen wir Suizid als Widerstandsform: Versklavte versuchten, sich bei der Überfahrt über den Atlantik dem Zwang zu entziehen, indem sie über Bord sprangen oder nichts mehr aßen. Aber der Protest ist uns einfach nicht so präsent – wohl auch weil das System mit unglaublicher Grausamkeit aufrechterhalten wurde, wie die dokumentierten Fälle sehr deutlich machen. Zum Widerstand gehörte, dass sich die Personen nicht so verhalten haben wie erwünscht. Widerstand spiegelt sich hier in den Aussagen von verärgerten Besitzerinnen und Patronen über »renitentes Verhalten«.

SPIEGEL: Haben deutsche Firmen, die im Sklavereisystem involviert waren, ihre Rolle bewusst verschleiert oder war das in der öffentlichen Wahrnehmung nicht präsent?

Mallinckrodt: Es gab in Städten wie Bremen einen sehr großen Pragmatismus und eine stark ökonomische Orientierung. Kaufleute waren nicht unbedingt Befürworter der Sklaverei, aber nahmen sie billigend in Kauf. Ob es sich bei der teilweise vehementen Anti-Sklaverei-Rheto-

»Die Versklavten wussten, dass sie bei einem Aufstand kaum eine Chance hatten.«

Michael Zeuske

lassen, Menschen mit unklarem Rechtsstatus bis hin zu freien People of Color, die selbstständig Arbeit suchten. Manchmal verloren Besitzer auch das Interesse an ihren »exotischen« Dienern, und in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde generell bei der höfischen Repräsentation gespart. Das war für die plötzlich Entlassenen durchaus schwierig. Es gab aber auch glücklich verlaufende Lebenswege mit Familiengründung und der Ausübung von Ämtern und Berufen jenseits des Hofes.

SPIEGEL: In der Landwirtschaft wurden die Verschleppten nicht eingesetzt?

Mallinckrodt: Nein, dort setzte man Leibeigene oder abhängige Bauern ein. Da der Kauf von Menschen aus Afrika in Europa deutlich teurer war als an der westafrikanischen Küste und in den Kolonien, wäre das für deutsche Guts- und Grundbesitzer ohne direkten Zugang zum Sklavenmarkt ökonomisch nicht sinnvoll gewesen.

SPIEGEL: Der vormalige »Kammermohr« Franz Wilhelm Yonga klagte nach seiner Freilassung gegen seinen Fürsten. Welche Formen von Widerständigkeit gegen die Unfreiheit sind noch bekannt?

Zeuske: Es gab in den Kolonial- und Sklavereigesellschaften fast überall autonome Territorien von »Maroons« oder »Cimarrones«, entlaufenen Versklavten. In den Sümpfen von Virginia und North Carolina sprechen wir von Hunderten und Tausenden Personen. Darüber hinaus gab es alle Formen des Widerstands, die man sich vorstellen kann. Aber das Unterdrückungssystem war so

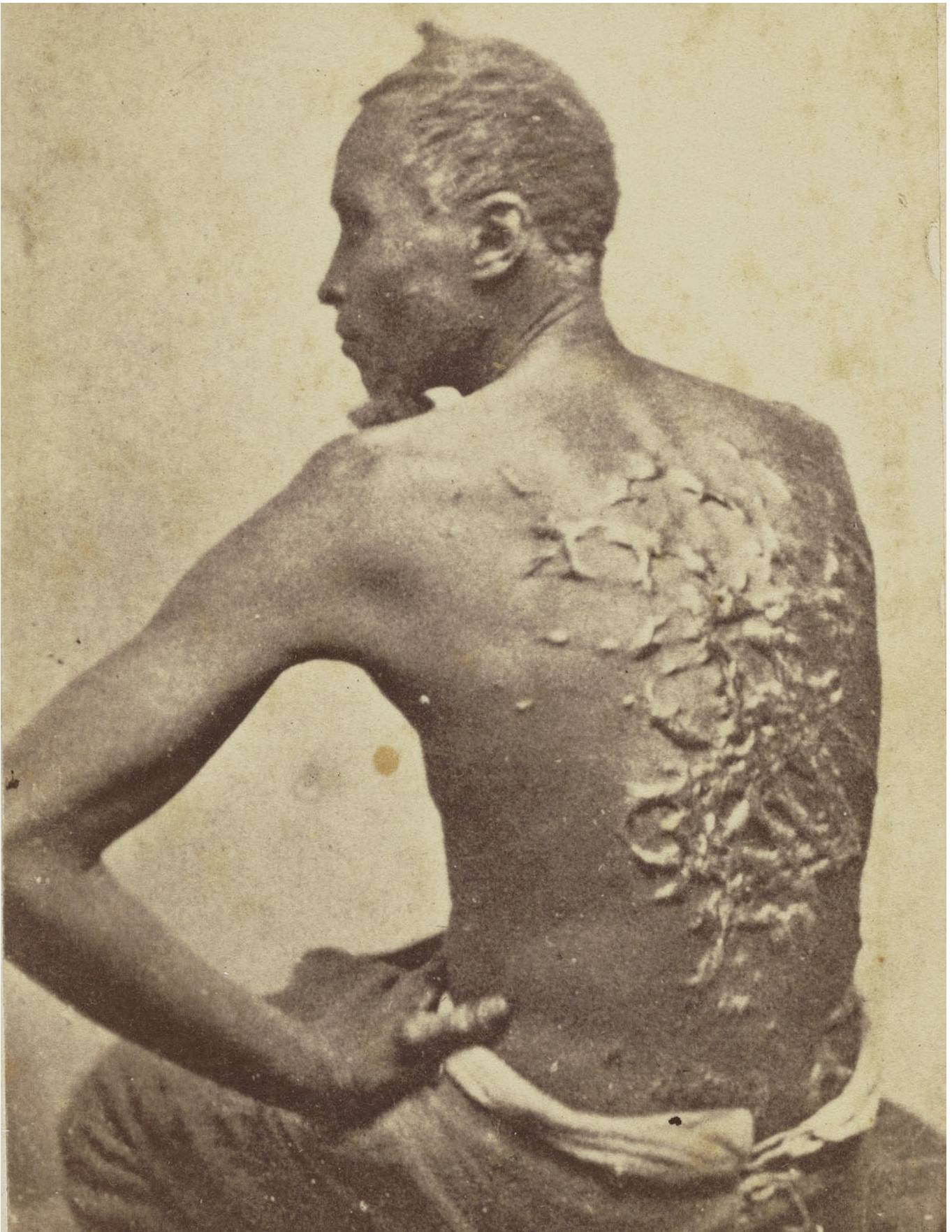
rik um Verdrängung, Verschleierung oder Unkenntnis handelte, wird die in Kürze abgeschlossene Dissertation von Jasper Hagedorn für Bremen zeigen. Die direkt Beteiligten hielten sich ja in der Regel bedeckt.

SPIEGEL: War das auch der Grund, dass die Debatte um die Abschaffung der Sklaverei, um die Abolition, in Deutschland erst vergleichsweise spät einsetzte?

Mallinckrodt: Vereinigungen, die nur zu dem Zweck gegründet wurden, die Abschaffung der Sklaverei voranzutreiben, gab es in Deutschland tatsächlich erst spät. Bereits zuvor setzten sich hierzulande aber – neben dem liberalen Bürgertum – Frauen und Teile der unteren Mittelschicht gegen Sklaverei ein. Das hat Sarah Lentz in ihrer Forschung gezeigt. Aber selbst bei dieser Gruppe der Engagierten gibt es so etwas wie einen blinden Fleck, was die Rolle der Deutschen bei Sklaverei und Sklavenhandel angeht.

SPIEGEL: Bedeutete der Übergang zum staatlichen Kolonialismus im Deutschen Kaiserreich eine Weiterführung der Sklavereigeschäfte im neuen Gewand?

Zeuske: Legal gab es die Sklaverei nun nicht mehr, und sie war auch ausdrücklich verboten. Aber die Massenarbeit oder Zwangsarbeit in den Kolonien – Kakao oder Holz ernten, Eisenbahnen bauen, Kautschuk verschiffen –, das war quasi Sklaverei. Und in den Häusern der Siedler arbeiteten oft ehemalige Versklavte. Der Kolonialismus des 19. Jahrhunderts ist eine verdeckte Phase, die eigentlich schon die heutige Situation vorwegnimmt:



Geschunden Aufseher und Besitzer taten Versklavten unfassbare Gewalt an. Nachdem dieser Mann in Louisiana ausgepeitscht worden war, konnte er zwei Monate lang das Bett nicht verlassen (1863).

Rechtlich gesehen gab es keine Sklaverei mehr – aber sie existiert eben doch noch.

SPIEGEL: Im Nationalsozialismus setzten die Deutschen Zwangsarbeiter ein, verschleppten sie zum Teil aus ihrer Heimat. War das auch eine Form von Sklaverei?

Zeuske: Es gibt eine Reihe von Forschern, die das für schlimmer als Sklaverei halten, weil das Ziel Vernichtung durch Arbeit war. In der klassischen Plantagensklaverei gab es zwar Bestrafung mit dem Tod, wenn jemand sich widersetzte, aber sie war nicht darauf ausgelegt, die Menschen durch ihre Arbeit zu töten.

SPIEGEL: Ehemalige Zwangsarbeiter wurden entschädigt. Vor allem in den USA gibt es eine Debatte um Entschädigungszahlungen für Sklaverei. Wie schätzen Sie diese Diskussion ein, auch auf den deutschen Raum bezogen?

Mallinckrodt: Zunächst ist die inhaltliche Aufarbeitung des Themas extrem wichtig, nicht nur als Voraussetzung für Entschädigungszahlungen. Wir müssen die Rolle Deutschlands in der Sklaverei dokumentieren und öffentlich diskutieren – auch weil die Auswirkungen bis in die Gegenwart reichen, was zum Beispiel rassistische Vorstellungen betrifft. Die gehen eben nicht nur auf die NS-



Angetrieben Mit Peitschen prügelten Aufseher Versklavte zur Arbeit oder bestrafte sie (um 1900).

»Wir müssen die Rolle Deutschlands in der Sklaverei dokumentieren und öffentlich diskutieren.«

Rebekka von Mallinckrodt

Zeit und das 19. Jahrhundert zurück, sondern sind älter. Ich würde Entschädigungszahlungen nicht ausschließen, sehe aber die Schwierigkeit, den Schaden zu bemessen und ein System dafür zu finden. Das ist bei der Zwangsarbeit sehr viel konkreter. Da haben wir es noch mit lebenden Personen zu tun und können ganz genau nachweisen, was geschehen ist. Das ist bei der Sklaverei wirklich schwierig.

Zeuske: Auch für den transatlantischen Sklavenhandel eindeutig Verantwortliche zu benennen ist schwierig. Es fehlen oft Dokumente, etwa in Kuba, wo die Unterlagen nach der Aufhebung der Sklaverei nicht gesammelt wurden. Ich habe in der kubanischen Region, in der ich forsche, allein fünf Jahre gebraucht, um herauszufinden, wer in der Region versklavt worden war.

SPIEGEL: Es ist also eigentlich schon zu spät, das Thema anzugehen?

Zeuske: Für die karibischen Gebiete mit europäischem Bezug, also für Jamaika, Haiti und Martinique, ist es durchaus ein Thema. Dort besetzen die Nachkommen der Plantagenbesitzer bis heute die wichtigsten Positionen, und die Masse der Menschen sind Nachkommen von Versklavten. Wenn die Reparationsdebatte dort ernsthaft geführt wird, könnte es spannend werden.

SPIEGEL: In den USA ist die Debatte auch neu entflammt.

Zeuske: Hätten die USA sich an ihre eigenen Gesetze nach dem Bürgerkrieg gehalten, dass alle ehemaligen Versklavten »40 acres and a mule«, also gut 16 Hektar

Land und ein Maultier bekommen, würde es heute vielleicht ganz anders aussehen. Aber das wurde nie verwirklicht.

SPIEGEL: Sie fänden Reparationen gerechtfertigt?

Zeuske: Selbstverständlich. Die Harvard University, eine der weltweit wichtigsten, hat gerade 100 Millionen Dollar ausgelobt für Maßnahmen, die Ungerechtigkeiten im sozialen, ökonomischen und im Bildungsbereich ausgleichen sollen, die als Folge der Sklaverei entstanden sind.

SPIEGEL: Geht es vor allem um die Geste, die eigene Rolle in dem System anzuerkennen? Und wäre dann nicht auch Deutschland in der Pflicht?

Mallinckrodt: Ja, wobei der Begriff Geste häufig den Eindruck erweckt, das sei nur symbolisch und deshalb vergleichsweise einfach. Ich halte die inhaltliche Auseinandersetzung für ganz fundamental: Sie ist letztlich tiefgreifender, was das soziale Zusammenleben angeht. Da steckt so viel Sprengstoff drin, weil ja bis heute ganze Sozialstrukturen noch auf Sklavereigesellschaften aufbauen. Und auch in Deutschland geht es um bisher Selbstverständliches wie Straßennamen oder Bilder in Museen, die bislang meist unkommentiert sogenannte Hofmohren zeigen. Ich sehe es als entscheidenden Schritt, das Geschehene zu dokumentieren und darüber miteinander zu sprechen. Erst im nächsten Schritt kann man Konsequenzen für die Gegenwart daraus ziehen.

Das Gespräch führten Jasmin Lörchner und Eva-Maria Schnurr.

Chronik

Sklaverei – der Mensch als Ware

Ab 10 000 v. Chr.

Sesshaftigkeit und Ackerbau machen den Besitz von Arbeitskräften erstrebenswert. **Unterlegene in Konflikten** werden wohl als Knechte versklavt, Frauen und Kinder als Diener in Besitz genommen.

Ab 4000 v. Chr.

Stadtkulturen entstehen und gehen mit neuen Formen der Sklaverei einher: Nun braucht man **Arbeitsklaven** für Bauprojekte. Muskelkraft wird zur Energieressource, die Wohlstand schafft.

10 000 v. Chr.

73 v. Chr.

Der Sklave **Spartakus** revoltiert gegen die Brutalität in seiner Gladiatorschule. Die Erhebung wird zur **Revolte** Zehntausender Versklavter und armer Bauern gegen Rom und wird blutig niedergeschlagen.

Ab 7. Jahrhundert

Sklavenhandel in der Sahara: **Arabische Händler** kommerzialisieren den Menschenhandel als Import-Export-Geschäft unter Beteiligung örtlicher Zwischenhändler. Eine Sklavenwirtschaft entsteht.

13. Jahrhundert

Die italienischen Städte **Venedig, Genua und Palermo** entwickeln sich zu regen Handelszentren für den Verkauf von Versklavten aus Osteuropa und Zentralasien an Muslime und Christen.

1444

In Lagos organisieren Portugiesen eine **erste Sklavenauktion** mit 235 Afrikanern. **Portugal** baut den Sklavenhandel zu einem lukrativen Geschäft aus, das in ganz Europa Schule macht.

1400

1455

Papst Nikolaus V. lässt die Bulle »Romanus Pontifex« folgen und erlaubt dem portugiesischen König Alfons V. und dessen Nachfahren sowie dem Entdecker Heinrich dem Seefahrer, Feinde des Christentums **»auf ewig zu Sklaven zu machen«**.

1493

in drei **Schenkungen** schlägt Papst Alexander VI. die Neue Welt Spanien und Portugal zu. Die dortige, quasi enteignete Bevölkerung sei zu missionieren.



Ab 450 v. Chr.

Schriftzeugnisse weisen sowohl private Hausklaverei als auch staatliche Sklaven für das antike Griechenland nach (Athen), ab 100 v. Chr. auch in Rom. Menschen werden auf Märkten gehandelt. **Aristoteles** verfasst eine theoretische **Begründung der Sklaverei**.

8. und 9. Jahrhundert

Die **Franken** führen innerhalb Europas Kriegs- und Raubzüge, **versklaven vorwiegend Slawen** und verkaufen sie an byzantinische und muslimische Abnehmer.

9. bis 12. Jahrhundert

Wikinger gehen im nordwesteuropäischen Raum auf **Beutezüge** und steigen zu bedeutenden Sklavenhändlern auf.

1452

Papst Nikolaus V. erlaubt mit seiner Bulle »Dum diversas« die Unterjochung Andersgläubiger – im Sinn hat er die Muslime des Mittelmeerraums.

15. bis 19. Jahrhundert

Etwa **elf Millionen Afrikaner** werden aus ihrer Heimat nach Nord- und Südamerika **verschleppt**. Die Mehrzahl von ihnen – 5,53 Millionen Menschen – wird nach Brasilien gebracht.





1530 bis 1780

Nordafrikanische Piraten verschleppen Schätzungen zufolge mehrere Hunderttausend Europäer ins heutige Marokko, Tunesien, Algerien und Libyen. Der spanische Schriftsteller **Miguel de Cervantes** muss ab 1575 in Algier als Sklave dienen und wird erst nach fünf Jahren freigekauft.

1500

1682

Die Brandenburgisch-Afrikanische Compagnie unter brandenburgischer Flagge beteiligt sich am Sklavenhandel. Das Unternehmen scheidet 1711 an Korruption, Misswirtschaft und übermächtiger Konkurrenz.

1685

Frankreichs **König Ludwig XIV.** erlässt den bis 1848 gültigen

»Code Noir« zum Umgang mit Versklavten. Der Kodex erklärt sie zwar zu französischen Untertanen, verbietet ihnen aber das Tragen von Waffen, untersagt Versammlungen und Auftritte vor Gericht. Immerhin führt er auch Strafen für Besitzer ein, die Versklavte foltern oder unrechtmäßig töten.

1600

»Der Mensch ist frei geboren, und überall liegt er in Ketten.«

Jean-Jacques Rousseau

»Contrat social«, erschienen 1762

Um 1780

Protest gegen den Sklavenhandel

kommt auf. Sklavenhaltung ist in den deutschsprachigen Ländern gesetzlich nicht geregelt – sie wird zumeist ignoriert, aber in adeligen wie bürgerlichen Haushalten praktiziert, meist ohne sie so zu nennen.

1695

Im brasilianischen »Palmares«, einer **Siedlung geflohener Sklaven**, leben etwa 20 000 Menschen. Nach jahrzehntelanger Existenz wird sie erobert und zerstört.

1700

1537

Papst Paul III. verbietet mit seiner Bulle »Sublimis Deus«, amerikanische Ureinwohner **»in den Sklavenstand zu versetzen«**. Sie sollen stattdessen missioniert werden.

16. Jahrhundert

Das Kupfer der **Fugger** wird zum **Zahlungsmittel** im Sklavenhandel und mehrt den Wohlstand der Händler. Die **Welser** gründen in Südamerika eine Kolonie und versklaven Indigene.



Chronik

Sklaverei – der Mensch als Ware

18. und 19. Jahrhundert

Deutsche **Kaufleute und Unternehmen** verdienen am transatlantischen Sklavereisystem mit, Handwerkern und Fachkräften dient es als Arbeitsmarkt. Schlesische Kaufleute exportieren **Leinen**, mit dem Versklavte auf den Plantagen eingekleidet werden.

1783

Der Prozess um die Vorgänge auf dem **Sklavenschiff »Zong«** und die Versicherungsentschädigung für ertränkte Sklaven gerät zum Präzedenzfall für die Abolitionsbewegung.

1700



Beginn des 19. Jahrhunderts

In deutschen Staaten wird nach und nach die **Leibeigenschaft** abgeschafft. Sklaverei wird in Preußen erst 1857 gesetzlich verboten.

1807

Großbritannien verbietet mit dem zweiten **»Slave Trade Act«** den Sklavenhandel. Eine Ausnahme gibt es für die **East India Company**. Der 1833 folgende **»Slavery Abolition Act«** legt fest, dass Sklaverei in allen britischen Besitzungen außer Indien und Ceylon zum 1. August 1834 aufzugeben sei.

1800

1788

England reguliert mit einem ersten **»Slave Trade Act«** den Transport von Sklaven. Die Zahl der Sklaven an Bord eines Schiffes wird auf 1,67 pro Tonne begrenzt. Die Maßnahme senkt die Todeszahlen bei den Überfahrten.

1789

Olaudah Equiano veröffentlicht seine Autobiografie »The Interesting Narrative of the Life of Olaudah Equiano, Or Gustavus Vasso the African. Written by Himself« und beschreibt die Schrecken der **Überfahrt auf einem Sklavenschiff**.

1791

Auf Saint-Domingue bricht ein **Aufstand von Versklavten** los. Die Kolonie löst sich von Frankreich und wird 1804 ein unabhängiger Staat: **Haiti**.

1792

Als erster Staat **verbietet Dänemark den Sklavenhandel**. Initiiert wird das Verbot vom deutsch-dänischen Politiker, Kaufmann und Sklavenhalter Heinrich Ernst von Schimmelmann. Das Verbot tritt mit Verzögerung erst 1803 in Kraft.

1837

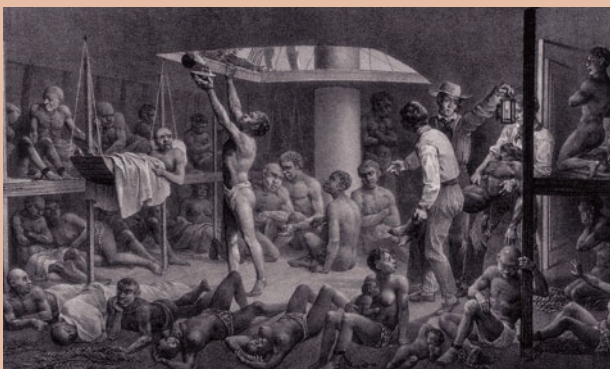
Der Bremer Senat stellt den Sklavenhandel per Gesetz unter Strafe. Trotzdem engagieren sich **Bremer Kaufleute** noch Jahre später im Handel mit Versklavten.

1838

Um die von ihnen gegründete Georgetown University vor dem Ruin zu bewahren, verkaufen katholische **Jesuiten in den USA** ihre Sklaven: 272 Menschen bringen ihnen 115 000 Dollar ein.

1839

Gregor XVI. spricht sich als erster Papst deutlich und generell gegen jede Sklaverei aus.



1850

Rio de Janeiro ist der größte **Sklavenhafen** der Welt. In der Stadt leben rund 200 000 Menschen, 40 Prozent davon Versklavte.



1861 bis 1865

In den USA ziehen Nord- und Südstaaten über die Frage der Sklaverei in den **Bürgerkrieg**. Mit dessen Ende wird sie abgeschafft.

1901 bis 1904

Verordnungen für die deutschen Kolonien verbieten die Verpfändung von Versklavten und erklären deren neugeborene Kinder zu Freien.

1926 und 1930

Der Völkerbund verabschiedet die **»Sklaverei-Konvention«**, die Sklaverei und Sklavenhandel beenden soll. 1930 verabschiedet die Internationale Arbeitsorganisation (ILO) das **»Übereinkommen 29«**, dessen Unterzeichnende sich verpflichten, Zwangsarbeit zu beenden.

1900



1992

Johannes Paul II. gesteht auf einer Afrika-reise zu, dass der **Umgang von Christen mit Afrika** und den Afrikanern in der Vergangenheit **»schändlich«** gewesen sei. Für die Rolle der Kirche entschuldigt er sich nicht.

heute

1857

Der Zustand der Sklaverei wird mit Betreten preußischen Bodens per **Gesetz** aufgehoben.

1884/85

Auf der **»Kongokonferenz«** teilen Europas Großmächte weite Teile Afrikas als **Kolonien** untereinander auf. Ihre Rechtfertigung: Sie wollen innerafrikanische Sklaverei beenden und Afrikaner zu Christen missionieren.

1939 bis 1945

Im **Zweiten Weltkrieg** setzen insbesondere Deutschland und Japan **Zwangsarbeit** in großem Stil ein.

1950

Die Europäische Menschenrechtskonvention spricht in Artikel 4 ein generelles **Verbot von Sklaverei und Zwangsarbeit** aus.

1974

Die **Uno-Menschenrechtskommission** erkennt Zwangsprostitution als eine Form von Sklaverei an.

2021

Der **Jesuitenorden** kündigt an, die **Nachkommen** von Versklavten mit 100 Millionen Dollar **abzufinden** – sie hatten eine Milliarde gefordert. Bis August 2022 sammeln die Jesuiten nur ein Drittel der Summe.

Heute

Der **»Global Slavery Index«** der Menschenrechtsorganisation **»Walk Free«** zählt in seiner jüngsten Schätzung von 2018 weltweit **40,3 Millionen Versklavte**. 71 Prozent davon sind Frauen, 24,9 Millionen Menschen sind Zwangsarbeiter.

»Zweifelsohne ist die Sklaverei das größte aller Übel, welche jemals die Menschheit betroffen.«

Alexander von Humboldt

»Versuch über den politischen Zustand der Insel Vuba«, veröffentlicht 1889

Karl der Große und die Menschenjäger

Mittelalter Die Sklaverei endete nicht mit der Antike: Die Franken übernahmen die Praxis – und legten damit eine Basis für Europas Wohlstand. *Von Michael Kister*

Schon seit Wochen zog der Mönch Sturmli suchend durch die dicht bewaldete hessische Wildnis. Sein Bischof Bonifazius, den man später den Apostel der Deutschen nennen sollte, hatte ihn im Jahr 744 auf den Weg geschickt, einen geeigneten Ort für ein neues Kloster zu finden.

Wo die Handelsstraße von Thüringen nach Mainz den Fluss Fulda kreuzte, fand er jedoch zunächst anderes: Unter das Plätschern des Wassers mischte sich schon von Weitem fremdes Stimmengewirr, ein Geruch von altem Schweiß und nasser Wollkleidung lag in der Luft. Haufen davon lagen am Ufer, während sich eine Vielzahl nackter Menschen in dem Gewässer wusch. Als sie den Gottesmann bemerkten, schleuderten sie ihm eine Salve vulgärer Beleidigungen auf Slawisch entgegen. Einige von ihnen, berichtet die Legende, wollten sich aus dem Wasser schwingen, um den Reisenden tötlich anzugehen, doch Gottes Macht soll die Heiden zurückgehalten haben.

Gottes Macht oder vielleicht eher die Kraft ihrer Fesseln? Eigil, der Biograf Sturmis, präzisierte nicht, welchen Standes die Slawen waren, die der fromme Mönch und Eremit an der Fulda traf, und wie sie dorthin geraten waren. Vielleicht brauchte er das gar nicht ausdrücklich zu erwähnen: Er brachte die Episode um das Jahr 820 zu Papier – und damit zu einer Zeit, in der kaum ein Wirtschaftszweig im fränkischen Reich der Karolinger so florierte wie der Sklavenhandel. Kein anderes Handelsgut, weder Stoffe noch Zinn oder Schwerter, bot so hohe Profitmargen wie Menschen.

Ihre »Ware« holten sich die Franken mit Vorliebe aus dem Slawenland östlich der Elbe: Von der deutschen Ostseeküste über das heutige Polen und Tschechien bis an die kroatische Adriaküste siedelten verschiedene slawischsprachige Bevölkerungsgruppen. Nur eine Minderheit von ihnen hatte bisher das Christentum angenommen. Das machte sie zu Freiwild für Sklavenjäger, zumal schon

die Merowinger, die bis zur ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts die fränkischen Könige stellten, darauf drängten, den Verkauf von Christen in die Sklaverei zu unterbinden.

Die Merowinger hatten einst das Machtvakuum gefüllt, das der Kollaps des Römischen Reiches hinterlassen hatte. Und vom Imperium übernahmen sie nicht nur die ehemaligen Provinzen in Gallien und Germanien, sondern auch die Verwaltungsstrukturen und Institutionen des Römischen Reiches. Dazu zählte der Sklavenbesitz, der in fast allen Bereichen der Gesellschaft verbreitet war. Adlige und Klöster setzten Versklavte auf ihren Feldern

ein, Bischöfe ließen sich von ihnen bedienen, und sogar den Ehefrauen von Priestern gehörten eigene Unfreie.

Wie die alten Römer bezogen die Einwohner der Francia die meisten ihrer Sklaven aus kriegerischen Auseinandersetzungen. Neben den häufigen Bruderkriegen zwischen den fränkischen Teilreichen sorgten auch Grenzkonflikte mit den Nachbarn für stetigen Nachschub. Hinzu kamen Menschen, die in die Sklaverei hineingeboren wurden oder sich aus der Not heraus selbst verkauften. Einige verloren auch zur Strafe für ein Verbrechen ihre Freiheit.

Insgesamt war der Umfang des Sklavenhandels deutlich geringer als zur

Zeit des römischen Imperiums. Der Bedarf war jedoch so groß, dass man über die eigenen Grenzen hinausblickte. Das politisch noch stärker gesplittete England der Angelsachsen bot sich als idealer Handelspartner an. Nicht enden wollende Konflikte machten Sklaven zum wichtigsten Exportgut der Insel in Richtung Kontinent.

Doch als Pippin der Kurze und sein Sohn Karl der Große das Frankenreich ab Mitte des 8. Jahrhunderts unter ihrer alleinigen Herrschaft einten, stieß das tiefgehende Veränderungen an: Der Wegfall innerer Konflikte ließ die Zahl der Menschen sinken, die als Unterworfenen in Unfreiheit gerieten. Zugleich richtete die karolingische Agrarwirtschaft sich neu aus, hin zur sogenannten klassi-



Wertvoll Münzfunde zeigen, wie international der Menschenhandel der Franken war (arabische Münze von 703).



Legendär Fantasieporträt Karls des Großen (1839).
Der Wohlstand der Franken beruhte auch auf Sklavenhandel.

schen Grundherrschaft. Unter den Merowingern hatten Landbesitzer den größeren Teil ihrer Ländereien gegen Abgaben an freie Bauern verpachtet. Einen kleineren Teil, den sie überwiegend zur Selbstversorgung behielten, ließen sie von Sklaven bewirtschaften. In karolingischer Zeit rückten die Grundherren zunehmend von dieser Praxis ab und vergrößerten die Domäne, die ihnen direkt gehörte. Zusätzlich zu den Abgaben verlangten sie nun Frondienste von den Bauern, denen sie ihr übriges Land verpachtet hatten.

Die Pächter mussten nun regelmäßig antreten, um neben ihrem eigenen Stück Land noch die Felder des Grundherrn zu bestellen. Der ökonomische Vorteil dieser neuen, anderen Art von Unfreiheit: Der Landbesitzer profitierte nicht nur von der Pacht, sondern weiter auch von unbezahlter Arbeit, musste die Arbeiter aber nicht mehr versorgen. Sklaven wurden somit überflüssig, und der Stellenwert ihrer Arbeit für die Wirtschaft ging stetig zurück. Verschiedene Kategorien von Unfreiheit begannen sich zu überlagern und verschmolzen schließlich zur Leibeigenschaft des Hochmittelalters.

Doch damit verschwand der Sklavenhandel nicht. Ganz im Gegenteil, er erfuhr im 9. Jahrhundert einen ungekannten Aufschwung: Menschen wurden nun auch zum Exportgut. Der Harvard-Historiker Michael McCormick geht sogar so weit, den Menschenhandel als den ersten großen Anstoß zur Entwicklung der europäischen Handelswirtschaft zu bezeichnen.



Unchristlich Feldzüge gegen Osten dienten oft der Sklavenjagd (Karolingische Reiterkrieger, 9. Jahrhundert).

Dazu brauchte es neben Angebot auch Nachfrage, und die kam aus der islamischen Welt. Seit Mitte des 7. Jahrhunderts hatte sich der Islam in einer rapiden Expansion von der Arabischen Halbinsel aus verbreitet: westlich bis nach Spanien und östlich über den heutigen Iran hinaus bis an die Grenzen des heutigen Indien.

Die Macht der Kalifen gründete nicht zuletzt auf Versklavten, zu denen sie die von ihnen Besiegten machten. Doch schon Mitte des 8. Jahrhunderts konnte der Bedarf an Menschenkraft nur noch mit Importen gestillt werden (siehe Seite 46).

Zugleich befeuerten in Europa Fortschritte in der Landwirtschaft das Bevölkerungswachstum. Doch die karolingischen Könige hatten keineswegs vor, ihre eigene Bevölkerung zu verkaufen. Mit einer Reihe von Erlassen verboten sie sogar den Export von Christen ins Ausland – oder genauer: an Heiden.

Denn damit setzte man die unsterbliche Seele der christlichen Sklaven und damit ihre Erlösung am Ende der Zeiten aufs Spiel. Bischöfe und Priester wurden nicht müde, die Herrscher an deren Verantwortung zu erinnern. Wer sich einer solchen Untat schuldig machte, sollte selbst der ewigen Verdammnis anheimfallen!

Das Geschäft mit Menschen war jedoch zu lukrativ, um es sich entgehen zu lassen. Der Preis für Verschleppte lag im islamischen Reich zwei- bis dreimal höher als in Europa. Selbst unter Einbeziehung der Transportkosten blieb immer noch ein astronomischer Gewinn für westliche Händler übrig. Zumal die »Ware« ja weitere Vorteile bot: Über Land bewegte sie sich auf den eigenen zwei Beinen und konnte sogar noch Güter auf dem Rücken tragen. Und schnell hatten die Franken ausgemacht, woher sie diese kostbare Ware beziehen konnten.

Der deutsch-britische Historiker Timothy Reuter schrieb 1985, dass im 8. und 9. Jahrhundert die Franken für den größten Teil Europas eine ähnliche Rolle spielten, wie andernorts die Wikinger. Er meinte dabei weit ausgreifende Kriegs- und Raubzüge gegen Nachbarn, die noch nicht zum Reich gehörten. Es war bei diesen Unternehmungen selbstverständlich, alles mitzunehmen, was Wert hatte, darunter natürlich auch Sklaven.

Wenn es gegen heidnische Völker wie die in der ungarischen Tiefebene siedelnden Avaren oder die Sachsen ging, stellte das auch kein Problem dar. Die Kleine Lorscher Frankenchronik berichtet zum Beispiel für das Jahr 796: »Karl brachte die Franken nach Sachsen, von wo er die Sachsen mit ihren Frauen und Kindern hinausführte, das heißt ein Drittel der Menschen.« Wenngleich man einer solch großen Zahl nicht unbedingt vertrauen darf, so nahm Karl der Große doch sicherlich sehr viele Sachsen gefangen. Einige von ihnen werden im Karolingerreich angesiedelt worden sein, um das Land zu bewirtschaften, aber andere fanden höchstwahrscheinlich ihren Weg in den Sklavenhandel.

Gegen Mitte des 9. Jahrhunderts kam die karolingische Expansion ins Stocken. Während Ludwig der Fromme regierte, brachen Erbstreitigkeiten zwischen seinen Söhnen aus, die zur Teilung des Frankenreichs in drei Herrschaftsgebiete führten. Der Teil, der sich später zum Rö-

SCHNELLES WISSEN Waren Franken Deutsche?

Das Volk der Franken formierte sich im 3. Jahrhundert aus einer Reihe kleinerer germanischer Völker, die eng verwandte Dialekte sprachen. Ihr ursprüngliches Siedlungsgebiet lag rechtsrheinisch und zog sich bis zur Weser. Bereits in spätrömischer Zeit begann ihre Expansion nach Westen: Sie weiteten ihr Gebiet über die heutigen Niederlande und nach Belgien bis zum nordfranzösischen Raum Calais aus. Im Westen ging das mit einer Romanisierung einher, die auch sprachliche Auswirkungen hatte. Die dortigen Gemeinschaften vergrößerten ihren Einflussbereich später nach Südwesten, die östlichen nach Süden: Die Frankengebiete wurden so zu den Keimzellen sehr viel späterer Staatsgründungen. Die Antwort auf die Eingangsfrage ist deshalb nicht eindeutig: Franken mögen eine Variante der Proto-Deutschen gewesen sein – sie waren aber auch Proto-Franzosen, -Belgier und -Niederländer.

mischen Reich Deutscher Nation entwickelte, grenzte im Osten an die Länder der Slawen. Im Gegensatz zu den anderen fränkischen Herrschaften lag er somit in unmittelbarer Nachbarschaft zu einer großen heidnischen Bevölkerungsgruppe, die nicht unter das Exportverbot fiel.

Die Beziehungen zwischen Franken und Slawen waren von jeher ambivalent: Zum einen überfiel man sich regelmäßig gegenseitig. Zum anderen schickten slawische Fürsten wiederholt Vertreter an den ostfränkischen Hof nach Regensburg, um sich dessen Oberherrschaft zu unterstellen. Slawen und Franken kämpften durchaus auch Seite an Seite, etwa gegen die Dänen. Politische Bande waren im Angesicht der enormen Profite des Sklavenhandels in die islamische Welt aber kein Hindernis für Kaufleute.

Zwar machten Kriegsgefangene aus fränkischen Strafexpeditionen gegen die Böhmen und Mähren im Süden oder die Abodriten im Norden sicherlich immer noch einen wichtigen Anteil des Sklavenflusses aus. Daneben scheinen reisende Händler verschiedener Herkunft aber Sklaven an ganz unterschiedlichen Orten akquiriert zu haben: Die Zollordnung von Raffelstetten, damals in der bayerischen Ostmark, heute in Österreich bei Linz, nennt für das 9. Jahrhundert ausdrücklich Bayern, Slawen und Juden als Sklavenhändler. Sie bewegten sich wohl entlang der Donau aus dem Osten, mussten in Raffelstetten Abgaben entrichten und gelangten dann, möglicherweise über Regensburg, zu den zentralen Alpenpässen. Kurz vor dem Septimer- und dem Splügenpass durchquerten sie Walenstadt in der heutigen Schweiz. Dort gab es neben einer weiteren Zollstation einen Sklavenmarkt, was auf die Rolle dieses Ortes als Kreuzung verschiedener Routen hindeutet.

Die Kaufleute konnten nun den Weg in die italienische Poebene Richtung Venedig einschlagen. Die Adriametro-

WAS DARF MAN HEUTE NOCH SAGEN?



256 Seiten, gebunden · 22,00 €
Auch als E-Book erhältlich.

Ein neuer Fundamentalismus hat Amerika erfasst: Im Namen von Gerechtigkeit und Antirassismus greift dort eine Ideologie um sich, die Intoleranz und Hass erzeugt – in liberalen Medien kann ein falsches Wort Karrieren beenden, an den Universitäten herrscht ein Klima der Angst, Unternehmen feuern Mitarbeiter, die sich dem Zeitgeist widersetzen. René Pfister, SPIEGEL-Korrespondent in Washington, zeigt, warum Dogmatismus und Mob-Mentalität die Meinungsfreiheit bedrohen – und er erklärt, was wir tun müssen, um die offene Gesellschaft zu verteidigen.

pole war damals ein Zentrum des Handels mit Europäern. Das zeigt eine Reihe von Abkommen fränkischer Herrscher mit den Autoritäten der Stadt, von denen das erste aus dem Jahr 840 stammt. Darin versprechen die Venezianer dem Kaiser, keine seiner christlichen Untertanen ins Ausland an die Heiden zu verkaufen. Ob sie sich daran hielten, ist eher fraglich. Woher sie auch stammten, Versklavte wurden von Venedig nach Byzanz und in die Levante verschifft. Dort tauschten die Venezianer ihr lebendiges Handelsgut gegen Luxusgüter wie Seide und Gewürze sowie viel Gold und Silber.

Waren die Sklaven hingegen für das islamische Spanien bestimmt, nahmen die von Norden kommenden Händler eine andere Strecke. Von Walenstadt orientierten sie sich nach Westen, Richtung Lyon. Der Verlauf der Rhône führte sie dann weiter nach Arles an der Mittelmeerküste, von wo Schiffe zur Iberischen Halbinsel in See stachen.

Dieses Ziel ließ sich auch über einen anderen Weg erreichen, der im 10. Jahrhundert an Bedeutung gewann. Er begann in Mainz und führte entlang des Rheins bis nach Koblenz, für das ebenfalls ein Sklavenzolltarif über-

Eunuchen wurden in der islamischen, aber auch in der byzantinischen Welt hochgeschätzt und nachgefragt.

liefert ist. Woher die Menschen kamen, die hier transportiert wurden, ist nicht zweifelsfrei zu bestimmen. Es ist möglich, dass es sich eher um Elbslawen handelte, die auf dem Gebiet der heutigen Bundesländer Schleswig-Holstein und Brandenburg lebten.

Von Koblenz gelangten sie nach Verdun, einem Hauptumschlagplatz des Sklavenhandels in Westeuropa. Der Diplomat Liutprand von Cremona beschrieb die Spezialität der Stadt um 960 so: »Als Carzimasier aber bezeichnen die Griechen ganz entmannte, auch der Rute beraubte, junge Eunuchen, dergleichen die Kaufleute von Verdun sich wegen des unermesslichen Gewinnes zu verschaffen und nach Spanien auszuführen pflegen.«

Eunuchen wurden vor allem in der islamischen, aber auch in der byzantinischen Welt hochgeschätzt und daher nachgefragt. Kalifen und Emire vertrauten ihnen die Wache im Harem an, erhoben sie in wichtige Verwaltungspositionen oder beschäftigten sie als Militärsklaven. Ihr entscheidender Wert bestand in ihrer Unfähigkeit, jegliche Posten oder Besitztümer weiterzuvererben. Sie konnten keine eigenen familiären Ambitionen entwickeln und sollten ihrem Herrn gegenüber, von dem sie alles erhalten hatten, im Idealfall bedingungslos loyal sein.

Da umfassende Kastrationen, wie Liutprand sie schilderte, eine Mortalitätsrate von bis zu 90 Prozent nach sich zogen, musste ein Eunuch mindestens das Zehnfache

eines unoperierten Sklaven kosten, damit sich der Eingriff lohnte. Um nicht umsonst für den Transport von Menschen aufkommen zu müssen, die sowieso versterben würden, führte man die Operation schon in Verdun und nicht erst in Spanien durch.

In die Zeit des Handels über dieses Kastrationszentrum fiel auch eine entscheidende Entwicklung, die viele europäische Sprachen und sogar das Arabische bis heute prägt. Das frühmittelalterliche Latein nutzte dieselben Wörter wie schon die alten Römer, um Sklaven zu bezeichnen: Ein männlicher Unfreier hieß *servus* oder *mancipium*, eine Frau in Knechtschaft *ancilla*. Zunächst kam der Begriff *captivus* hinzu, der eigentlich »Gefangener« bedeutet und klar die Rolle von kriegerischen Auseinandersetzungen als Quelle unfreier Arbeitskraft hervorhebt.

Gegen Mitte des 10. Jahrhunderts offenbaren die Quellen dann aber eine überaus folgenreiche Bedeutungserweiterung. Die ethnische Bezeichnung eines Slawen, *slavus*, konnte von nun an gleichzeitig »Sklave« heißen. Vom Lateinischen hat sich der Wortstamm unter anderem ins Deutsche, Französische, Italienische und Spanische übertragen.

Dass sich dieselbe Bedeutungserweiterung für den ethnischen Begriff *saqaliba* im Arabischen vollzogen hat, zeigt, wie viele slawischsprachige Menschen in islamische Gebiete verkauft worden sein müssen.

Verlässliche Zahlen fehlen, unter der Herrschaft des Kalifen Abd ar-Rahman III. (889 bis 961) sollen aber allein in seiner spanischen Hauptstadt Cordoba zunächst 3750, dann 6087 und schließlich 13 750 *saqaliba* gelebt haben. Zweifellos waren sie nicht alle von deutschen Sklavenjägern gefangen und verkauft worden. Mit großer Sicherheit hatte ein großer Teil von ihnen aber das Frankenreich mindestens durchquert, sodass seine Herrscher von den Zöllnern profitieren konnten.

Plünderungszüge der sächsischen und bayerischen Grenzfürsten in die Länder der Slawen sind noch unter den Ottonen (919 bis 1024) belegt. Die Könige dieser in Sachsen beheimateten Dynastie gehörten selbst zu jenen, deren Reichtum zumindest teilweise aus Überfällen jenseits der Elbe stammte. Dass immer mehr ihrer östlichen Nachbarn das Christentum annahmen, erschwerte aber nun zunehmend die Rechtfertigung von Versklavungen. Dazu wuchsen mit dem polnischen Reich der Piasten und dem Herzogtum Böhmen unter den Přemysliden zentralisierte Herrschaften heran, die sich gegen den Raub ihrer Untertanen wehrten.

Trotzdem lebte der Sklavenhandel, auch mit Slawen, weiter. Im Spätmittelalter blühte er neu auf, nun getragen vor allem von den norditalienischen Seestädten. Als souveräne Stadtrepubliken kontrollierten Pisa, Venedig, Genua und Amalfi über Jahrhunderte weite Teile des Mittelmeerraums.

Das Geschäft mit den Versklavten entwickelte sich unter ihrer Ägide sogar bereits transkontinental: Genua importierte Menschen nicht nur aus den Gebieten rund um das Schwarze Meer, sondern auch aus Afrika und selbst aus der Mongolei.

Kompendium Deutsche und die Sklaverei: Täter und Akteure (1)



Monopolisten

Die großen »Indien«-Kompanien

WAS MACHT SIE ZU TÄTERINNEN?

Ende des 16. Jahrhunderts begannen Herrscher damit, private Handelsunternehmen mit Privilegien und staatlich zugesicherten Monopolen auszustatten, die oft sogar mit territorialen Hoheitsrechten verbunden waren. So ließen sich koloniale Ambitionen vorantreiben, ohne eigene oder staatliche Mittel und Ressourcen einsetzen zu müssen. Die erfolgreichsten, oft börsennotierten Kompanien unterhielten bald Privatarmeen, mit denen sie ihre Interessen durchsetzten. Und nicht nur Monarchen, auch vermögende Bür-

Erste Gründungen gegen 1600,
Nachfolgefirmer bestehen bis heute.


ger wurden als Teilhaber zu direkten Profiteuren von kolonialen Landnahmen und Erträgen der Sklavenwirtschaft. Aus Deutschland kamen nicht nur Investoren der Kompanien: Die Unternehmen waren wichtige Arbeitgeber für Seeleute, Söldner, Ärzte und Verwaltungskräfte. Niederländische Kompanien beschäftigten bis zu 20 Prozent Deutsche (siehe Seite 22). Viele der Kompanien trugen »Indien« im Namen, wobei »Ost«

den Handel mit Asien bezeichnete, »West« den mit Amerika. Die größten Kompanien spielten Schlüsselrollen im frühen Kolonialismus und in der Sklavenwirtschaft:

- Britische Ostindien-Kompanie »EIC« (1600 bis 1874)
- Niederländische Ostindien-Kompanie »VOC« (1602 bis 1798)
- Niederländische Westindien-Kompanie »WIC« (1621 bis 1792)
- Royal African Company »RAC« (1672 bis 1752)

WIE SIEHT MAN SIE HEUTE?

Die großen »Indien«-Kompanien wuchsen zu Monopolisten heran, die Reichtum brachten und koloniale Expansion ermöglichten. Allein die niederländische WIC verschifftete 220 000 Sklaven. Die britische EIC wurde nicht zuletzt mit Plantagenwirtschaft und Drogenhandel groß: Im 18. Jahrhundert importierte sie Opium nach Europa. Als China den Verkauf der Droge verbot, setzte Britannien die Dealerei der EIC mit den »Opiumkriegen« durch. Die EIC spielte eine Schlüsselrolle in der asiatischen Expansion des British Empire.



Martialisch
Der in Norwegen
gefundene
Gjermundbu-Helm
aus dem 11. Jahr-
hundert schützte
den Kopf seines
Trägers und verlieh
ihm zugleich
ein eindrucksvolles
Aussehen. Solche
Kamm- oder Brillen-
helme trugen
Wikingerfürsten
im Kampf.

Verschleppt



Gefährlich
Das Witham-Schwert
(10. Jahrhundert)
wurde wohl im
Rheinland gefertigt.
Wikinger impor-
tierten oft Waffen –
sie waren keine
guten Schmiede.

Wikinger Wenn die Krieger aus dem Norden einfielen, suchten sie Kostbarkeiten – und menschliche Beute: Über zwei Jahrhunderte hinweg raubten und versklavten sie auch Deutsche.

Von Tillmann Bendikowski



Irgendjemand hat an diesem kalten Februartag des Jahres 892 noch rasch die Sandalen Christi in Sicherheit gebracht – immerhin sind sie besonders kostbare christliche Reliquien des Klosters Prüm in der Eifel. Vielleicht hat sie sogar der Abt selbst in Gewahrsam, als er sich im letzten Augenblick noch mit einigen Mönchen absetzen kann. Dann fallen schon die Wikinger über die Abtei her, die als Hauskloster der Karolinger gilt.

Sie »verwüsteten alles«, so schreibt ein Chronist, »töteten einige von den Mönchen, erschlugen den größten Teil der Dienstleute und führten die übrigen als Gefangene fort«.

Die »Nordmannen« nehmen Silber und Gold mit, kostbare Stoffe, aber auch arbeitsfähige Frauen und Männer. Denn die Wikinger sind nicht nur erfolgreiche Krieger, sondern zugleich geschäftstüchtige Händler – und als solche auch erfahrene Menschen- und Sklavenjäger.

So kann es nach einem solchen Überfall geschehen, dass ein kräftiger Bauernbursche aus der Eifel oder vom Mittelrhein das Schicksal Tausender anderer Menschen in Europa teilt und sich einige Wochen später zum Weiterverkauf im jütländischen Haithabu, im schwedischen Birka oder sogar auf einem der großen Sklavenmärkte in Osteuropa oder im Orient wiederfindet.

Versklavte waren in der Zeit vom 9. bis 11. Jahrhundert womöglich die wichtigste Handelsware der Wikinger. Da die Leute aus dem Norden viel herunkamen, wussten sie genau, wo sie am besten Menschen fangen konnten.

Für ihre Überfälle auf die Küsten Irlands war die Sklavenjagd wohl die wichtigste Motivation, gezielte Aktionen gab es auch entlang der Britischen Inseln, im Frankenreich und selbst in Nordafrika. Und für den Fernhan-

del mit der arabischen Welt deckten sich die Wikinger gezielt mit Slawen aus Osteuropa ein.

In anderen Fällen scheinen Sklaven eher ein »Beifang« der räuberischen Überfälle gewesen zu sein, so wie es auch das Beispiel des Klosters Prüm nahelegt. Bei solchen Attacken fielen zunächst alle kampffähigen Männer unter den Verteidigern den Wikingern zum Opfer – oft wurden auch wehrlose Zivilisten niedergemacht.

Obschon die Darstellungen der christlichen Autoren die »Wildheit« der »Heiden« besonders herausstellen wollten: Die Übergriffe waren tatsächlich von einer Brutalität, die Beobachter entsetzt zurückließ. Erst ergingen sich die Wikinger in Folterungen, Vergewaltigungen und Mord. Danach hielten sie Ausschau nach Sklaven: nach kräftigen Männern, gesunden Frauen und Kindern.

Das geschah am Rhein ebenso wie entlang der Küsten Norddeutschlands. Beim Überfall auf die Hammaburg an der Elbe – aus der später einmal die Stadt Hamburg erwachsen würde – wüteten die Wikinger im Jahr 845 einen ganzen Tag lang. Wieder brachten Geistliche die Reliquien in Sicherheit, und die Bewohner versuchten zu fliehen.

»Die meisten entkamen, einige wurden gefangen«, so berichtet eine mittelalterliche Quelle. Solche Vorfälle wiederholten sich über zwei Jahrhunderte hinweg auch in dieser Region, im Jahr 994 traf es beispielsweise Stade.

Was die Menschen erwartete, wenn sie nach der Gefangennahme auf ein Schiff verfrachtet wurden, konnten sie in aller Regel kaum ermessen. Wohl die wenigsten von ihnen hatten ihre Heimat bis dahin für mehr als einen Tagesmarsch verlassen – jetzt standen sie womöglich am Beginn eines Transports über viele Hundert Kilometer.

Immerhin waren einige der Gefangenen nur für kurze Zeit unfreiwillige Gäste, wenn sie zahlungskräftige Freunde und Verwandte hatten. In diesen Fällen brauchten sich

die Wikinger keine große Mühe mit dem Transport, der Verpflegung und dem Weiterverkauf der geraubten Menschen zu machen, sondern kassierten stattdessen ein üppiges Lösegeld. Ein lohnendes Geschäftsmodell.

Der Chronist Regino von Prüm notierte für das Jahr 881, dass ein sächsischer Adeliger »ergriffen und als Gefangener fortgeführt« wurde, doch nach Verhandlungen mit seiner Familie gaben ihn die Wikinger »unter Zahlung eines hohen Preises unversehrt zurück«. Und vom überfallenen Handelsplatz in Stade berichten die Quellen von einigen hochrangigen Geiseln, die ebenfalls erst gegen eine nicht genannte Summe – zusammengenommen Münzen von »gewaltigem Gewicht« – freigelassen wurden, die ganz offensichtlich über Wochen hinweg im ganzen Reich zusammengekratzt werden musste.

Doch die meisten Gefangenen konnten sich nicht freikaufen. Sie wurden entweder in die neuen Wikingerkolonien im Nordatlantik, vor allem nach Island, verschleppt, oder sie landeten auf einem Sklavenmarkt. Etwa an der Schlei zwischen Nord- und Ostsee, wo allerlei Raubgut feilgeboten wurde: »Da Haithabu die zentrale Drehscheibe für Handel und Austausch zwischen West und Ost sowie Norden und Süden war, ist sicher davon auszugehen, dass hier auch in großem Umfang Sklaven gehandelt wurden«, sagt Matthias Simon Toplak, Direktor des Wikinger museums Haithabu bei Schleswig.

Dabei diente allerdings wohl nur der kleinere Teil der hier gehandelten Sklaven dem Eigenbedarf der Wikinger: »In den langen und dunklen skandinavischen Wintern ist ein Sklave in erster Linie ein zusätzliches Maul, das gestopft werden muss«, gibt der Archäologe zu bedenken. Und diesen Luxus konnten sich wohl nur reiche Bauern und lokale Herrscher leisten.

Gleichwohl waren in der Heimat der Wikinger Arbeitskräfte Mangelware – und deshalb sehr begehrt. Viele Männer waren für Jahre unterwegs. Die Arbeit daheim blieb an den Frauen hängen, vor allem in der Landwirtschaft. Bei den schweren körperlichen Arbeiten mussten geradezu zwangsläufig auch Sklaven mit ran: bei der Gewinnung von Eisen oder beim Bau der Langboote.

»Thrælls«, wie Wikinger diese Art Sklaven nannten, waren die menschlichen Arbeitsmaschinen, die die heimische Grundversorgung gewährleisten sollten. Bis zu zehn Prozent der skandinavischen Bevölkerung, schätzen Experten, waren zeitweilig Sklaven – aber auch nie mehr. Denn ökonomisch betrachtet war es für die Wikinger eben nur die zweitbeste Lösung, die verschleppten Menschen selbst zu nutzen.

»Wichtiger waren Sklaven in der Wikingerzeit als Handelsware, daher wird oft davon gesprochen, dass die Wikinger eine Sklavenhändler-, aber keine Sklavenhaltergesellschaft gewesen seien«, so Museumsleiter Toplak. Ablesen lässt sich der Erfolg dieses Geschäftsmodells archäologisch recht eindrucksvoll an der Menge der ent-

deckten arabischen Silbermünzen jener Zeit, der sogenannten Dirhems. Wikinger verkauften ihre Menschenware bis nach Ägypten, Byzanz und Bagdad.

»Vermutlich kamen im Laufe der Wikingerzeit jedes Jahr mehrere Hunderttausend dieser Dirhems nach Skandinavien.« Selbst wenn mit diesen Münzen auch andere Waren bezahlt wurden, wiesen die Funde auf einen intensiven Handel mit Menschen hin. »Bei einem Preis von 100 Dirhems pro Sklave lässt sich ausrechnen, dass jedes Jahr Tausende Sklaven aus Nordeuropa auf den Märkten des Orients verkauft wurden«, so Toplak.

Silber und Gold, Seide und Brokat, Perlen und Glas, kostbare Waffen: Der Menschenhandel machte die Wikinger reich und mächtig, und er war damit eine wichtige wirtschaftliche Voraussetzung für ihre militärische Expansion. Und weil der Mensch als Ware eben einen Wert darstellte, ist es naheliegend, dass auch die Wikinger mit dieser Ware nicht leichtfertig umgingen.

Um einen Gefangenen über weite Strecken zu transportieren, waren Platz auf den Schiffen und ausreichend Nahrung nötig. Jeder auf dem Transport gestorbene Sklave war eine verlorene Investition, und von Hunger oder Krankheit gezeichnete Frauen, Männer und Kinder erbrachten weniger Gewinn.

Die Käufer konnten ihr neues Eigentum ausreichend versorgen und so für längere Zeit seine Arbeitskraft sichern und ausbeuten. Sie konnten es weiterverkaufen; nicht umsonst wurden Sklaven bei den Wikingern als Zahlungsmittel akzeptiert, etwa beim Landerwerb. Sie konnten sie aber auch quälen und misshandeln – ökonomisch unsinnig, aber ohne rechtliche Konsequenzen.

Ganz sicher wurden die verschleppten Frauen Opfer gezielter und fortgesetzter Gewalt. Sie mussten erleben, dass Sklaverei und sexualisierte Gewalt niemals voneinander zu trennen waren. Bei den Wikingern galt wie bei allen Sklavenhaltergesellschaften, dass die Männer wie selbstverständlich sexuellen Zugriff auf ihre Sklavinnen beanspruchten und durchsetzten (siehe Seite 112).

Für viele war das zuweilen der ausschlaggebende Grund, eine Frau zu kaufen oder auf Raubzug zu gehen: Sequenzierungsstudien wiesen nach, dass rund 63 Prozent aller heute lebenden isländischen Frauen das genetische Erbe von Frauen aus Schottland und Irland tragen. Hochrechnungen über die ursprüngliche Wikingerpopulation Islands gehen von 60 Prozent Menschen mit skandinavischen Wurzeln aus und von 40 Prozent gälischen Frauen: Sklavinnen, die dorthin verschleppt wurden.

Auch wenn die Menschen in Osteuropa oder der angelsächsischen Welt in weit größerem Ausmaß Opfer der Sklavenhändler aus dem hohen Norden wurden: Die Angst vor den Wikingern, vor Verschleppung, Ausbeutung und dem Sklavendasein in der Fremde war lange Zeit eine gesamteuropäische Angst. Sie existierte in der Eifel und am Rhein ebenso wie an der Nordseeküste – und ist damit auch ein Teil der deutschen Geschichte.



Angriffslustig
Spitze eines relativ leichten Wurf speers. Stoßspeere hatten unterhalb der Spitze Quereisen, um das Opfer auf Abstand zu halten.

Kompendium Deutsche und die Sklaverei: Täter und Akteure (2)



Kolonialist

Friedrich Wilhelm I. von Brandenburg

WAS MACHT IHN ZUM TÄTER?

Nach dem Dreißigjährigen Krieg galt Brandenburg als verarmt und geschwächt. Der »Große Kurfürst« hatte Pläne, das zu ändern: Mit dem Aufbau eines Verwaltungsapparats festigte er seine Macht, er investierte in ein stehendes Heer und trieb den Wiederaufbau Brandenburg-Preußens voran. Auch, wie er das bezahlen wollte, wusste er: mit Steuern und Sklavenhandel, vorzugsweise von eigenen Kolonien aus. Nachdem er den Kauf einer dänischen Kolonie in Indien nicht bezahlen konnte, gründete er die »Brandenburgisch-Afri-


* 16. Februar 1620 in Cölln (Berlin)
† 9. Mai 1688 in Potsdam

canische Compagnie«. Deren Expeditionen in Richtung Afrika führten 1683 zur Gründung von Großfriedrichsburg im heutigen Ghana. Einige Jahre lang diente das Fort als Handelsplatz, als Sklavenumschlagplätze kamen die Inseln Arguin (vor Mauretanien) und St. Thomas (Karibik) hinzu. Geschätzt bis zu 30 000 Menschen wurden mit ausdrücklicher Erlaubnis des Kurfürsten von diesen Orten aus in die

Sklaverei verkauft. Nach kurzer, äußerst profitabler Zeit konnten die Brandenburger nicht mehr mit den größeren europäischen Kolonialmächten mithalten. Friedrich Wilhelms Enkel Friedrich I. verkaufte 1717 schließlich sämtliche Kolonien an die Niederländer. Neben 7200 Dukaten forderte er im Kaufvertrag zwölf afrikanische Jungen, sechs davon bitte mit goldenen Ketten behängen.

WIE SIEHT MAN IHN HEUTE?

Die Anhänger des deutschen Kolonialismus stilisierten den Kurfürsten im 19. Jahrhundert zu ihrem Vorbild. Heute geht man etwas kritischer mit ihm ins Gericht: Das Berliner Gröbenufer, einst nach dem Expeditionsleiter Friedrich Wilhelms I. benannt, trägt seit 2010 den Namen der deutschghanaischen Dichterin May Ayim. Doch den »Großen Kurfürsten« selbst verbindet man nur sehr selten mit dem Thema Sklaverei – und sein einstiges Fort »Großfriedrichsburg« in Ghana gehört zum Unesco-Weltkulturerbe.



Wie Menschen zur Ware wurden

Strukturen Arabische Händler etablierten in Afrika schon im Mittelalter einen Markt für Unfreie. Daran knüpften Europäer später an. *Von Angelika Franz*

Lukratives Geschäft Fast 200 Jahre lang war Sansibar unter Kontrolle des Sultanats Oman Hauptumschlagsplatz für Versklavte. Bei Vergehen wurden sie hart bestraft, wie dieser Junge (1890).



Stauender Reisender Journalist Henry Morton Stanley beobachtete das Treiben auf dem Sklavenmarkt von Sansibar und zeigte sich angetan vom Sklavenhändler Tippu Tip (Foto 1872).



Stolzer Geschäftsmann Der Handel mit Menschen brachte Tippu Tip Reichtum. Er belieferte auch deutsche Schutztruppen in Ostafrika mit ehemaligen Sklaven (Porträt um 1890).



In den 1870er-Jahren durchstreifte der US-amerikanische Journalist Henry Morton Stanley Zentralafrika auf der Suche nach den Quellen von Nil und Kongo. Dabei traf er auf den Elfenbein- und Sklavenhändler Tippu Tip – und war beeindruckt von dessen charismatischer Persönlichkeit.

Als zuvorkommend, gebildet und freundlich beschrieb Stanley den Sohn eines omanischen Händlers von der Insel Sansibar. Er hatte mit Gewalt und geschickten Allianzen ein Handelsimperium gestrickt und in Nyangwe am Ufer des Flusses Lualaba einen der größten Umschlagplätze für Sklavinnen und Sklaven in Zentralafrika aufgebaut. Dass sein neuer Bekannter ein Geschäft betrieb, das in Stanleys Heimat seit 1865 verboten war, irritierte den Amerikaner kaum: Tippu Tip sei durch und durch ein »schwarzer Gentleman«, urteilte der Reisende.

In Europa und den USA mochte die Abolition, die Abkehr von der Sklaverei, gesiegt haben. Auf dem afrikanischen Kontinent aber waren die Gefangennahme und der Verkauf von Menschen damit noch lange nicht vorbei. Sklavenhändler wie Tippu Tip hatten den transatlantischen Markt ohnehin nie bedient. Ihre Hauptkunden waren die Besitzer der Nelkenplantagen auf Sansibar, vor allem aber die Eliten des Osmanischen Reichs, die wohlhabende Oberschicht Persiens und der Arabischen Halbinsel.

Es war ein uraltes Gewerbe: Bereits seit dem 7. Jahrhundert wurden zahlreiche Sklavinnen und Sklaven aus Zentralafrika in die islamische Welt verschleppt. Arabische Sklavenjäger durchstreiften den afrikanischen Kontinent schon nach Beute, als die Neue Welt noch gar nicht entdeckt war. Sklaverei war fest in der islamischen Gesellschaft verankert und durch jahrhundertalte Werte, Rechtsvorschriften und Traditionen geregelt.

Bereits im Jahr 652 diktierte Abdallah bin Saad Asis Sarh, ehemaliger Sekretär des Propheten Mohammed, dem nubischen König Khalidurak in einen Vertrag, dass dieser dem Imam der Muslime jährlich »dreihundertsechzig Sklaven beiderlei Geschlechts« liefern müsse, »die unter den Besten eures Landes ausgewählt ... werden«.

Sklaven bezog die islamische Welt fortan als Tributzahlung, als Handelsgut, das von afrikanischen Sklavenhändlern feilgeboten wurde, oder als Beute gezielter Überfälle auf afrikanische Siedlungen, sogenannter Razzien. Bald entstand ein Netzwerk aus Wegen und Marktplätzen, über das die Transporte abgewickelt wurden – ein erster geregelter transkontinentaler Handel, dessen wichtigste Ware Menschen waren. Und zwar nur bestimmte, denn das islamische Recht verbot die Versklavung freier Muslime: Zum Sklaven gemacht werden durfte vor allem, wer als Ungläubiger im Rahmen kriegerischer Handlungen in Gefangenschaft geriet.

In den Anfangszeiten des arabischen Sklavenhandels waren Ungläubige aus europäischen Gefilden besonders nachgefragt. Nach der Eroberung Andalusiens durch die Araber im Jahr 711 versprach der Handel mit ihnen auch für viele Christen und Juden ein lukratives Geschäft: Fränkische Sklavenjäger machten Jagd auf Sachsen, die Sachsen auf Slawen (siehe Seite 36).

Bald etablierten sich auch im Norden Europas Umschlagplätze für Sklaven, die für den arabischen Markt gedacht waren. Im Westen wurde Verdun zur Drehscheibe für den Sklavenhandel, im Osten Prag – das sich, wie auch Verdun, einen finsternen Ruf als medizinisches Zentrum für Kastrationen aufbaute. Eunuchen waren auf dem arabischen Markt besonders gefragt, böhmische Ärzte zeigten sich nur allzu willig, den blutigen Job gegen entsprechende Bezahlung zu übernehmen.

Erst als Europa die noch nicht christianisierten »Heiden« ausgingen, konzentrierte sich die Sklavenjagd vornehmlich auf den afrikanischen Kontinent. Wie viele Menschen von arabischen Sklavenjägern erbeutet und



Meistbietend verkauft Frauen mussten sich auf dem Sklavenmarkt von Sansibar von möglichen Käufern begaffen lassen (Fotos von 1860).



In Ketten gelegt Bis zu 17 Millionen Menschen, so Schätzungen, sollen in der Zeit des arabischen Menschenhandels verschleppt worden sein (versklavte Abessinier um 1910).

verschleppt wurden, lässt sich nur sehr schwer schätzen. Berichte gibt es, vor allem aus den ersten Jahrhunderten, so gut wie gar nicht. Auch Logbücher von Schiffen oder Listen ihrer Ladung fehlen.

Der Handel lief über ein deutlich kleinteiligeres Netzwerk als später im transatlantischen Menschenhandel: Versklavte wurden selten allein gehandelt, sondern meist im Verbund mit anderen Waren wie Elfenbein, Gewürzen, Stoffen oder Gold. Mal hatte eine Karawane zahlreiche Sklaven dabei, mal war es nur eine Handvoll, die an Bord zwischen Kisten und Amphoren noch Platz fand. Buch jedoch führte kaum jemand.

Entsprechend weit divergieren die Schätzungen über das Ausmaß des arabisch-afrikanischen Sklavenhandels. Der US-amerikanische Politikwissenschaftler Murray Gordon glaubt, dass bis zum Jahr 1600 jährlich rund 8000 versklavte Afrikanerinnen und Afrikaner auf arabischen Märkten verkauft wurden. In den darauffolgenden zwei Jahrhunderten, vermutet er, zogen die Zahlen dann deutlich an, auf etwa 10 000 pro Jahr. Auch für die Jahre ab 1800, die besser dokumentiert sind, gehen die Schätzungen weit auseinander. Sie reichen

von eher konservativen 10 000 pro Jahr bis hin zu 20 000 Menschen und mehr.



Die Zahl von 17 Millionen Opfern, die der frankosengalische Wissenschaftler Tidiane N'Diaye in seinem Buch »Der verschleierte Völkermord« in die Diskussion warf, markiert die Oberkante der Schätzungen und ist stark umstritten. Von weniger als 13 Millionen über eine Zeit von

1300 Jahren geht ernstlich aber auch kaum jemand aus. So oder so hätte der arabische Sklavenhandel zahlenmäßig den transatlantischen Menschenhandel der Europäer übertroffen. Die Opfer, die bereits bei der Gefangennahme getötet oder auf dem Transportweg völlig entkräftet einfach liegen gelassen wurden, zählt niemand mit.

1866 beschrieb der britische Missionar David Livingstone, was er in dieser Hinsicht auf Sansibar zu sehen bekam: »Haben heute den Sklavenmarkt besucht ... Die Zähne werden angeschaut, die Tücher werden hochge-



Stolzer Besitzer Noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts gehörten eigene Sklaven für reiche Abessinier zum guten Ton (Aufnahme von 1910).

hoben, um ihre Beine in Augenschein zu nehmen, dann wird ein Stock geworfen, um die Gangart des Sklaven zu prüfen, wenn er ihn holt. Einige werden unter Angabe ihres Preises quer durch die Menschenmenge geschleppt. Die meisten Käufer waren Araber oder Perser.«

Am Rande des Marktes wurde die Entsorgung der Fäkalien und der Toten zum Problem – Malaria, Ruhr, Cholera und die Pocken hatten unter den zusammengewürfelten Menschenleibern leichtes Spiel: »Niemand hier ist gesund. Der Gestank der Abfallhaufen am Strand ist grauhaft«, berichtete Livingstone. »Es müsste Stinkibar und nicht Sansibar heißen.«

Mehrfach traf Livingstone auf seinen Reisen auf Spuren des Gewerbes: Einmal fand er die Leiche einer Frau, die zu schwach für den Transport gewesen war. Die Sklavensucher hatten sie zum Sterben in einen Baum gehängt, damit sie keiner mitnahm. Bei anderer Gelegenheit fand er einen verhungerten Verschleppten sowie weitere, die so geschwächt waren, dass »sie nicht einmal mehr sprechen und Auskunft darüber geben konnten, woher sie kamen«.

Besonders hoch war die Todesrate bei den Jungen zwischen acht und zwölf Jahren. Im Vergleich zu Mädchen

SCHNELLES WISSEN Hat der Sklavenhandel Afrika verändert?

Als arabische Händler im 7. Jahrhundert begannen, Sklaven aus Afrika zu beziehen, trafen sie dort auf Gesellschaften, die selbst Sklavenhaltung praktizierten. Der arabische Nachfragedruck veränderte diesen Markt, der nun durch den Export bestimmt war. Dadurch wandelten sich die Gesellschaften Afrikas tiefgreifend: Die Handelspartner der Araber etablierten sich bald als Menschenjäger und Makler. Als in der Frühen Neuzeit Europäer auf diesen Markt drängten, trafen sie auf lang bestehende Netzwerke, an die sie mit dem Transatlantikhandel anknüpften. Der arabisch-afrikanische grenzüberschreitende Sklavenhandel hatte wirtschaftliche Strukturen gebildet, die Menschen zur ertragreichen Handelsware machten und mehr als 1200 Jahre Bestand hatten.



Trügerische Freiheit Mehr als 2500 Verschleppte befreite die britische Marine 1861 bis 1874 von Sklavenschiffen. Sie wurden auf die Seychellen gebracht, fotografiert, registriert – und für fünf Jahre zur Arbeit auf Plantagen verpflichtet.

waren sie auf dem arabischen Markt wenig wert. Ihr Preis ließ sich allerdings um ein Vielfaches steigern, wenn sie ohne Penis und Hoden als Eunuchen zum Verkauf angeboten wurden.

Noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde der deutsche Afrikaforscher Gustav Nachtigal, ein Beamter im Auswärtigen Dienst des deutschen Kaiserreichs, im Tschadbecken Zeuge von Kastrationen. Dafür griffen die Barbieri, welche die Operation durchführten, die Geschlechtsteile mit der linken Hand und führten mit der rechten den Schnitt aus. »Kochende Butter steht bereit und wird über die frische Wunde gegossen, um die Blutung bei den unglücklichen Jungen zu stillen«, schließt er, »viele allerdings erlagen der schrecklichen Prozedur.«

Wer allerdings die Gefangennahme, den langen Marsch durch Wüsten und unwegsames Gebiet zu den Märkten sowie gegebenenfalls die Kastration überlebte, musste in der Folgezeit nicht mehr um sein Leben bangen: Mit dem Verkauf an den künftigen Besitzer änderte sich nach islamischem Recht die Stellung der Sklavin oder des Sklaven.



Der Koran und die Rechtsprechung empfahlen eine humane Behandlung von Versklavten, schrieben sie sogar vor. »Eure Sklaven sind eure Brüder«, gab der Prophet Mohammed zu verstehen. »Gott hat sie unter euren Befehl gestellt. Wer nun die Oberhand über seinen Bruder

hat, der soll von dem zu essen geben, was er selbst isst, und ihm Kleidung geben, die er selbst trägt. Tragt ihnen nicht auf, was ihre Kraft übersteigt. Und wenn ihr es doch tut, so helft ihnen!«

Außerdem konnte, wer das Höllenfeuer fürchtete, seine Seele retten, indem er eine Sklavin oder einen Sklaven freiließ. Mit der Freilassung konnte ein gläubiger Muslim die unabsichtliche Tötung eines Gläubigen ebenso wiedergutmachen wie einen Eidbruch. Die Freilassung musste allerdings keineswegs bedeuten, dass Versklavte sofort ihrer Wege ziehen durften.

Wenn sie mit ihrem Besitzer einen Loskaufvertrag abschlossen, mussten sie den vereinbarten Betrag zum Freikauf in Raten abarbeiten. Der Besitzer konnte auch testamentarisch verfügen, dass seine Sklavin oder sein Sklave nach seinem Tod frei werden sollte. Eine Sklavin, die ihrem Besitzer ein Kind geboren hatte, war danach frei, ebenso das Kind. Allerdings blieb ihr sozialer Status danach weiterhin unter jenem einer frei geborenen Frau.

Anders als im transatlantischen Sklavenhandel, der vor allem vom Handel mit Männern lebte, die schwere körperliche Arbeit auf den Plantagen verrichten konnten, konzentrierte sich der arabische Sklavenhandel hauptsächlich auf Frauen. Während in der Neuen Welt auf eine Frau etwa zwei Männer kamen, war im Orient das Verhältnis genau umgekehrt, auf einen Mann kamen zwei Frauen. Denn im Gegensatz zur anderen Seite des At-

SCHNELLES WISSEN Was hatte es mit der Reise des Mansa Musa auf sich?

Mit seiner Pilgerfahrt nach Mekka machte der malische Herrscher Mansa Musa 1324/25 in weiten Teilen Afrikas und im Nahen Osten von sich reden. Seine Karawane soll 60 000 Menschen gezählt haben, 12 000 davon waren Versklavte, die Mansa Musa wohl in benachbarten nicht islamischen Gebieten geraubt hatte. Direkt hinter dem berittenen Herrscher liefen 500 Versklavte mit vergoldeten Stäben, 80 Kamele trugen jeweils 300 Pfund Gold. Damit überschwemmte Mansa Musa den Markt in Kairo, sodass der Wert von Gold für mehr als ein Jahrzehnt abstürzte.

lantiks hatte die arabische Gesellschaft einen eigenen Platz für versklavte Frauen geschaffen: den Harem. Der Koran erlaubt nach islamischer Rechtsauffassung einem Mann bis zu vier Ehefrauen – die Anzahl seiner Konkubinen kennt jedoch keine Grenzen.

Ein Artikel, der im März 1886 in der »New York Times« erschien, beschreibt die damals im Osmanischen Reich üblichen Vorlieben für die Besetzung des Harems. Hellhäutige Tscherkessinnen waren demnach besonders beliebt und entsprechend teuer. Preisgünstiger waren braunäugige Syrerinnen zu haben, die nach Beschreibung des Autors zumindest »in jungen Jahren eine gute Figur« haben. Wer nur wenig Geld zur Verfügung hatte, musste sich mit dunkelhäutigen Nubierinnen zufriedengeben.

Der Besitz von Versklavten bedeutete Reichtum in der islamischen Welt. Mitunter wurden sie zu einer eigenen Währung: Wer Schulden hatte, konnte sie mit Unfreien begleichen. Der Diplomat und Rechtsgelehrte Leo Africanus berichtet im 16. Jahrhundert vom König von Borno, der es vorzog, seine Einkäufe ausschließlich mit Sklavinnen und Sklaven zu zahlen. Und wer auf dem Hadsch, der Pilgerreise nach Mekka, die jeder gläubige Muslim in Laufe seines Lebens mindestens einmal unternehmen sollte, einige Versklavte mitführte, konnte sie, wenn ihm unterwegs das Bargeld ausging, wie mit einem Travellerscheck gegen neues einlösen. Diese Praxis hielt sich lange. Noch 1960 gab es Berichte von hochgestellten Tuareg, die mit dem Verkauf von Menschen ihren Hadsch finanzierten.

Auch der Harem, in dem Frauen unfrei als Konkubinen gehalten wurden, ist keineswegs eine Einrichtung lange vergangener Zeiten. Als einer der letzten Sultane des Osmanischen Reichs, Abdülhamid II., im Jahr 1908 seine Macht verlor, lebten noch 370 Sklavinnen in seinem Harem, bewacht von 127 Eunuchen. Eine am 7. September 1956 in Genf verabschiedete Uno-Konvention sollte zwar das endgültige Ende des Menschenhandels einläuten. Trotzdem geht die Uno davon aus, dass heute noch mehr als 40 Millionen Menschen in Sklaverei leben – viele von ihnen in Afrika und häufig in von Islamisten kontrollierten Gebieten.

Weißes Gold

Bestrafung eines europäischen Sklaven nach Fluchtversuch (Kupferstich von 1780)



Freibeuter Vom 16. bis zum 19. Jahrhundert machten nordafrikanische Korsaren Jagd auf Europäer.

Rund eine Million wurden zu Sklaven oder als Geiseln verkauft – wie der Dichter Miguel de Cervantes. *Von Frank Patalong*

Im Frühjahr 1576 legten die Männer ihr Geld zusammen und gaben es einem Schleuser. Quer durch die Wüste sollte der sie über 400 Kilometer weit von Algier zur spanischen Enklave Oran bringen. Doch der Schleuser machte sich heimlich mit dem Geld davon. Die verhinderten Flüchtigen kehrten zurück nach Algier, wo man ihren Anführer in Ketten schlug: Miguel de Cervantes (1547 bis 1616), der später einer der bedeutendsten Autoren Spaniens wurde. Einige seiner Werke, darunter der berühmte Roman »Don Quijote«, sind von dem Trauma geprägt, das er als Sklave erlitt – wie so viele Europäer zwischen 1500 und 1850.

Der junge Cervantes war am 26. September 1575 gekidnappt worden. Vier Korsarengaleeren kaperten das Schiff »Sol«, das ihn und seinen Bruder Rodrigo nach abgeleistetem Militärdienst nach Hause bringen sollte.

Sie hatten als Marinesoldaten der »Heiligen Liga«, eines vom Papst initiierten Militärbündnisses, gegen die Osmanen im östlichen Mittelmeer gekämpft. In der katastrophalen Seeschlacht von Lepanto am 7. Oktober 1571, in der 38 000 Seeleute starben, hatte ein Schuss Cervantes' linke Hand verstümmelt. Der Verwundete diente danach noch einige Zeit, wurde dann in Ehren entlassen und mit Empfehlungsschreiben einflussreicher Adelliger nach Hause geschickt.

Doch seine Heimreise endete mit dem Piratenüberfall nahe der französischen Küste vor Montpellier.

Innerhalb von Minuten trieben die Korsaren zusammen, was für sie Wert besaß – »weißes Gold«, wie es die Piraten wohl nannten: Europäer, die man als Sklaven ausbeuten oder als Geiseln verkaufen konnte. So gelangten die Cervantes-Brüder nach Algier. Die Empfehlungsschreiben, die Miguel Cervantes bei sich trug, führten dazu, dass man die Brüder für reich hielt – ein segensreicher Irrtum, der ihnen ein Leben als Galeerensklaven ersparte.

Nordafrikas Küste stand zu dieser Zeit unter osmanischer Herrschaft. Machtzentren waren die Regentschaften in Algier, Tunis und Tripolis (heute Algerien, Tunesien und Libyen), und auch das Sultanat Marokko hatte sich den Osmanen unterstellt. Über fast 350 Jahre agierten von dieser »Barbaresken-Küste« aus die Korsaren. Als Piraten überfielen und kidnappten sie Europäer im gesamten Mittelmeer, entlang Afrikas Westküste, im östlichen Atlantik und hinauf bis zur Nordsee. Kein Handelsschiff war vor ihnen sicher: Wer keinen »Schutzzoll« an sie zahlte, war für die Korsaren Beute.

Das alles war kein Randphänomen, sondern prägend für die Zeit – die Menschenraubpiraterie wurde von vielen praktiziert. Vor allem auf dem Mittelmeer war prinzipiell jeder in Gefahr, als Sklave in Gefangenschaft zu geraten. Auf christlicher Seite jagten neben den italienischen Seerepubliken vor allem die Malteserritter, die sich nach den Kreuzzügen auf Sklavenhandel verlegt hatten, systematisch nach Muslimen. Der Philologe Mario Klarer, der rund 150 europäische Sklavenberichte erforscht hat, schätzt, dass der Maghreb derweil rund 25 Prozent seiner Wirtschaftskraft nur aus Lösegeldzahlungen für versklavte Geiseln erwirtschaftete. Schätzungen darüber, wie viele

Europäer von den Korsaren versklavt wurden, liegen bei bis zu einer Million und darüber.

Meist traf es Seereisende wie Cervantes. Den Tiroler Georg Kleubenschedl erwischte es 1612 auf einer Pilgerfahrt über Land, er landete in Tunis und dann auf einer Galeere statt in Jerusalem. Korsaren überfielen auch Siedlungen: In Süditalien, auf Korsika und auf Sizilien sank zeitweilig die Bevölkerungsdichte, weil Menschen aus Angst vor Menschenjägern von der Küste wegzogen. 1627 überfielen Korsaren sogar Island und verschleppten 400 Bewohner in die Sklaverei.

Welches Schicksal die europäischen Sklaven in den Barbaresken-Staaten erwartete, hing stark davon ab, wer sie waren und wofür man sie einsetzte. Die Verwendung als Rudersklave kam oft einem Todesurteil gleich. Auch Bausklaven lebten unter härtesten Bedingungen.

Besser erging es qualifizierten, einflussreichen oder wohlhabenden Männern – sie waren, so wie Cervantes, eher Geiseln. Bis sie losgekauft wurden, lebten viele als Haussklave, wohl auch Cervantes. Zahlreiche Europäer gingen aber auch weitgehend selbstbestimmt ihrem Handwerk und Geschäft nach. Oft in Sammelunterkünften untergebracht, begegneten sie ihren Besitzern vornehmlich dann, wenn sie ihr Geld abliefern mussten – sie waren ihrem Herren tributpflichtig. Forscher Klarer fand auch Fälle, in denen Versklavte nach eigener Aussage in Gefangenschaft materiell besser lebten als nach ihrer Befreiung und Rückkehr.



Geisel Viele Europäer wurden entführt, um Lösegeld zu erpressen (Stich von 1684).

Sie konnten sogar Karriere machen und zu echtem Wohlstand kommen. So wie der 1708 auf Amrum in bescheidenen Verhältnissen geborene Nordfriese Hark Olufs. Als 16-jähriger Schiffsjunge nach Algier verschleppt, wurde er erst Diener, um nach seiner Konvertierung zum Islam Offizier zu werden. Mit nur 24 Jahren war er bereits Oberbefehlshaber der Kavallerie Algiers. Mit 28 Jahren war er schon wieder frei – und wurde zum Dank für seine Verdienste fürstlich entlohnt. Olufs kehrte nach Amrum zurück und veröffentlichte seine Erlebnisse erfolgreich in Buchform.

Eine Ausnahme, gewiss, aber auch nicht selten: Viele der als »Barbaren« beschimpften Korsaren waren »Renegaten« – konvertierte Christen oder aus Andalusien vertriebene Muslime. Korsarenkapitäne kamen aus Griechenland, aus Sizilien, Italien oder Spanien. Sie bildeten im Maghreb eine Elite, die nicht zuletzt Know-how mitbrachte. Weit davon entfernt, »Barbaren« zu sein, hielten sie mit Europas führenden Seefahrernationen nicht nur mit – sie versetzten diese über Jahrhunderte erfolgreich in Angst und Schrecken.

Um den wirtschaftlichen Schaden kleinzuhalten und Korsarenangriffe abzuwenden, zahlten viele Staaten als Zoll verbrämte Schutzgelder. Die katholische Kirche sammelte Spenden und kaufte auf den nordafrikanischen Märkten Christen frei – auch Cervantes' Sklavenzeit endete nach fünf Jahren auf diese Weise.

Die Hanse setzte dagegen eher auf privatwirtschaftliche Lösungen. In Lübeck und Hamburg gründete sie als »Sklavenkassen« bekannte Versicherungen. Die Beiträge zur Begleichung eventuell drohender Lösegeldzahlungen wurden den Seeleuten direkt von der Heuer

abgezogen. Dieses Vorgehen war erfolgreich und sorgte dafür, dass unter deutscher Flagge Segelnde meist nicht lange in Gefangenschaft blieben. Alle Versuche, dem Korsarenunwesen mit militärischen Mitteln Einhalt zu gebieten, scheiterten jedoch bis ins späte 18. Jahrhundert.

Das änderte sich erst mit dem Auftreten eines neuen Players im internationalen transatlantischen Handel: Zwar zahlten auch die Vereinigten Staaten von Amerika ab 1796 zunächst Schutzzoll an die Barbaresken-Staaten, vereinbart im Vertrag von Tripolis.

Eine besonders unverschämte Forderung beantwortete Präsident Thomas Jefferson 1801 dann allerdings mit einer Kriegserklärung: Der junge, wehrhafte Staat war nicht gewillt, sich von Korsaren ausnehmen zu lassen, und begann den ersten Barbaresken-Krieg. Der endete nach Seeblockaden der Amerikaner vier Jahre später mit einem Waffenstillstand – und neuen Helden: Die US-Marines, 1775 begründet, stiegen im Konflikt zur gefeierten Eliteeinheit auf. Ihre Hymne feiert bis heute einen Sieg gegen die Korsaren von Tripolis. Ihr Erfolg hatte allerdings nur zwei Jahre Bestand, bevor Korsaren erneut US-Schiffe attackierten.

Ab 1812 fuhren die USA deshalb schwere Geschütze auf: Sie bauten ihre Navy aus, die bald als besonders modern und schlagkräftig galt. 1815 bombardierten sie Algier und Tripolis mit Kanonenbooten und zwangen den Oberen der Barbaresken-Städte Wiedergutmachungszahlungen auf. Obwohl diese den Waffenstillstand bald brachen, verfiel ihre Macht.

Die Piraterie der Korsaren ging nun sukzessive zurück. Sie endete, nachdem zunächst Algerien (1831) und dann auch Tunesien (1881) französische Kolonien geworden waren.



Sklavenmarkt Der niederländische Druck von 1684 zeigt, »wie man die gefangenen christlichen Sklaven in Algier verkauft«.

Kompendium
Deutsche und
die Sklaverei:
Täter und
Akteure (3)



Söldner

Johann Jacob Saar

WAS MACHT IHN ZUM TÄTER?

Johann Jacob Saar war nur einer der geschätzt 250 000 Deutschen, die zwischen 1602 und 1799 bei der Niederländischen Ostindien-Kompanie (VOC) anheuerten. Manche taten das, weil ihnen Perspektiven fehlten, andere, um vor Strafen zu fliehen oder weil sie Aufstiegsträume hegten. Saar ging in das südliche Asien, um auf Geheiß seines Vaters sein Auskommen zu suchen. Dort war er dann an der Ermordung und Versklavung von Menschen beteiligt. Es gab Täter, die als Monarchen oder Kaufleute von Unfreiheit pro-

* 2. Dezember 1625 in Nürnberg
† 1. August 1664 in der Schlacht bei St. Gotthard an der Raab

fitierten. Sie alle brauchten Handlanger, die ihre Befehle ausführten – Männer wie Saar, der ein Leben als Söldner führte. Dafür schien er bestens geeignet. Sein Gleichmut angesichts von Widrigkeiten und Entbehrungen brachte ihm den Beinamen »Leichthertz« ein. Auch Expeditionen, bei denen er und andere »damals nicht nur viel tod geschossen, sondern an die sibentzig Manns- und Weibspersonen angefesselt« hat-

ten und versklavten, brachten ihn offenkundig nicht um den Schlaf. Männer wie Saar trugen zur wirtschaftlichen Blüte der niederländischen Kolonialmetropole Batavia bei, dem heutigen Jakarta, wo zeitweise mehr Sklaven als freie Menschen lebten. Zahlreiche Deutsche kamen bei der VOC zu Wohlstand und besaßen oft genug selbst Sklaven. Nicht wenige brachten sie als »Knechte« und »Mägde« mit heim.

WIE SIEHT MAN IHN HEUTE?

Als Zeugen einer brutalen Zeit. In Erinnerung blieb er durch seinen Reisebericht, den er mit einem befreundeten Theologen verfasste. Ausführlich schilderte er darin Orte, Tiere und die fremden Kulturen im heutigen Indien, Sri Lanka und Indonesien. Das Werk war ein kleiner Bestseller seiner Zeit – und wurde besonders von denen gelesen, die eine ähnliche Karriere erwogen. Ermutigung konnten sie durchaus gebrauchen: Nur jedem Dritten gelang wie Saar die Rückkehr. Der Söldner Saar überlebte sie nur vier Jahre.

»Zusammengebunden wie Pferde«



Stolz Brandenburg feierte die Aufnahme des Afrikahandels mit Gold- und Silbermünzen (Prägung von 1681).

Transatlantikhandel Im 15. Jahrhundert entdeckten die Portugiesen das Geschäft mit Menschen. Auch Deutsche wie die Familie Fugger verdienten daran von Anfang an mit. *Von Christoph Gunkel*



S

Sie knieten in Gruppen nieder. 30, 40 oder 50 Frauen, Kinder und Männer. Etwas Palmöl wurde auf die entblößten Schultern der Afrikaner geschmiert. Das musste als Schutz reichen.

Dann kam der Mann mit dem glühenden Eisen.

Er brannte den Knienden die Buchstaben CABE auf die rechte Schulter, Abkürzung für »Churfürstlich Afrikanisch-Brandenburgische Compagnie«. Es war der Moment, in dem Menschen wie Vieh den Besitzer wechselten und Afrikanerinnen und Afrikaner Eigentum einer fernen Handelsgesellschaft aus dem Kurfürstentum Brandenburg wurden.

Ein seltenes Tagebuch, erst 2020 wissenschaftlich ediert, berichtet von diesem Einkauf im März 1693 am Hof des Königs von Hueda. Das Königreich lag im heutigen Benin an der Westküste Afrikas, bald als »Sklavenküste« berüchtigt. Emotionslos schildert der Schiffsarzt Johann



Unhinterfragt Der Schiffsarzt Johann Peter Oettinger untersuchte Versklavte vor dem Kauf auf »Defekte«. Seine Erlebnisse notierte er in einem Tagebuch (Porträt um 1700).

Peter Oettinger aus Künzelsau bei Heilbronn den Handel, bei dem er damals mitwirkte und den er wie die meisten seiner Zeitgenossen nicht hinterfragte. Hatte es Sklaverei nicht schon überall und seit der Antike gegeben? Oettinger hielt lieber Tempo und Effizienz der Deutschen fest.

»Von unserer Seite verloren wir keine Zeit; jeden Tag kauften wir viele Männer, Frauen, Jungen und Mädchen«, schreibt er. Die Brandenburger lieferten im Gegenzug Eisenbarren, Messingbehälter, Gewehre, Schießpulver, Seidenprodukte, Weinbrand. Oettinger untersuchte die Sklaven vor dem Kauf auf »Defekte«, wie er es nennt: graue Haare, schlechte Zähne, fehlende Finger oder Zehen, Anzeichen von Syphilis. Diese Menschen sortierte er aus.

»Mit Seilen zusammengebunden wie Pferde« seien dann Gruppen von jeweils etwa hundert Afrikanern auf einen dreistündigen Marsch vom Königshof an die Küste geschickt worden; Oettinger und andere Deutsche ließen sich in Sänften tragen. An der Küste ankerte das Schiff »Friedrich Wilhelm«, benannt nach Brandenburgs Großem Kurfürsten, um die Verschleppten auf die Karibikinsel Saint Thomas zu bringen, damals dänische Kolonie und ein Zentrum des Zuckerrohranbaus. Dort sollten sie an Plantagenbesitzer verkauft werden.

Während Oettinger an einem »furchtbaren Sonnenbrand« und Moskitostichen litt, starben die ersten der 738 Verschleppten schon vor der Abfahrt. Einige zusammengekettete Sklaven stürzten von Bord, Haie griffen an: Sie schnappten sich zwei Menschen »und zerrissen gierig Arme, Beine, den Kopf, den ganzen Körper, sodass Blut in die Luft spritzte«, notierte Oettinger. Am nächsten Tag brach das Schiff auf. Der Deutsche war froh, dieses »heidnische Land«, dessen König und Gefolge er als »Diebe« charakterisierte, zu verlassen.

Sein Tagebuch schildert fast idealtypisch, was als »atlantischer Dreieckshandel« heute in Schulbüchern steht: Waren aus Europa wurden in Afrika gegen Sklaven getauscht. Die Menschen wurden in Amerika verkauft, dafür nahmen die Europäer begehrte Erzeugnisse aus der Plantagenwirtschaft an Bord. Und brachten Zucker, Kakao, Baumwolle und Tabak in die Heimat zurück.

Lange waren Historikerinnen und Historiker der Auffassung, dass die Deutschen mit dem Sklavenhandel kaum zu tun hatten. Die Einzelstaaten des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation seien nie als koloniale Großmächte aufgetreten, anders als Portugal, Spanien oder die Niederlande, so ihre Argumentation. Erst nach der Gründung des Deutschen Kaiserreichs 1871 habe Deutschland seinen »Platz an der Sonne« im Wettstreit mit den etablierten Kolonialstaaten eingefordert.

Neue Studien haben dieses Bild als einseitig revidiert und die Beteiligung der Deutschen am Sklavenhandel und der Plantagenwirtschaft klarer herausgearbeitet.

Die Suche nach Spuren führt zu Auftragsbüchern von Handelsgesellschaften und Einbürgerungsakten. Denn eine deutsche Verantwortung lässt sich nur selten so eindeutig nachweisen wie bei den Brandenburgern.

Sehr viel häufiger waren die Deutschen als Kaufleute, Reeder und Geldgeber indirekt beteiligt. Sie lieferten Waren, mit denen andere Versklavte kauften. Deutsche be-



Winzig Brandenburgs afrikanische »Kolonie« war kaum mehr als eine Sklavenhändlerfestung (Ansicht von Groß Friedrichsburg 1688, heute Ghana).

lebten den transatlantischen Handel, indem sie Erzeugnisse verkauften oder weiterverarbeiteten, die Unfreie hergestellt hatten. Manche investierten in Plantagen und waren damit Sklavenbesitzer (siehe Seite 76).

Auch wenn relativ wenige Deutsche wie der bei Hamburg lebende Heinrich Carl von Schimmelmann in großem Stil als Sklavenhändler nachweisbar sind, »stützten doch sehr viele Deutsche indirekt das System«, sagt Historikerin Margrit Schulte Beerbühl, Professorin an der Universität Düsseldorf. »In den vergangenen 20 Jahren hat die Forschung begonnen, nicht nur Außenhandelsstatistiken zu analysieren, sondern konkret nach komplexen Netzwerken zu suchen: Wer hat wann mit wem gehandelt und kommuniziert? Das wird immer noch intensiv fortgeführt, ist aber gerade in Deutschland schwierig, weil viele Quellen vernichtet wurden.«

Schulte Beerbühl hat 2007 eine Studie über deutsche Kaufleute im London des 18. Jahrhunderts verfasst und war überrascht, wie viele Deutsche sie in den Einbürgerungsakten fand. Etwa 500 waren es, viele aus Hamburg, »und das ist sicher nur die Spitze des Eisbergs«. Denn nur der Inhaber einer Handelsgesellschaft musste sich einbürgern lassen, nicht aber seine Jungkaufleute.

Das Brisante daran: »All diese Kaufleute ließen sich bewusst in führenden Handelsstädten wie London nieder, die als Gateways zum Handel mit der Neuen Welt galten.«

Es war das Zeitalter des Merkantilismus, die Staaten schotteten ihre Heimatmärkte ab, wer mitmischen wollte, musste sich selbst ins Ausland wagen. Franzosen zogen nach Hamburg, Norddeutsche nach Amsterdam: Eine sehr mobile europäische Kaufmannsschicht suchte in den Hafenstädten nach Nischen und Chancen im kolonialen Geschäft und investierte in hochriskante Transaktionen.

»Nur so konnten die Deutschen in den profitablen Handel mit Produkten aus der Plantagenwirtschaft einsteigen«, sagt Schulte Beerbühl. Sie erwarben die Waren oft von britischen Zwischenhändlern – und verkauften sie in ihre alte Heimat Deutschland. Direkt mit Sklaven handelten nur die wenigsten. »Darüber wachten die Briten eifersüchtig. Sie ließen nur Eingebürgerte aus der zweiten oder dritten Generation in dieses Geschäft.«

Auch das unterschiedliche Lohnniveau in den verschiedenen Staaten spielte bei den Deals eine Rolle. Deutsches Leinen, günstig in Schlesien und Westfalen hergestellt, war auf den Plantagen sehr begehrt. Der Großteil der Versklavten wurde damit eingekleidet (siehe Seite 66). »Ein enormer Markt und ein sehr profitables Geschäft«, sagt Schulte Beerbühl, »die Briten hatten kein vergleichbar gutes und preiswertes Leinen.« Das Leinen tauschten die Deutschen gegen Zucker, Tabak oder Baumwolle.

Einige deutsche Auswanderer häuften rasant enorme Vermögen an. Der Westfale Friedrich von Romberg stieg

durch den Kolonialhandel in Bordeaux zu einem der reichsten Männer Europas auf und soll 1785 über eine Flotte von 100 Schiffen verfügt haben (siehe Seite 14). Der aus Hamburg stammende Peter Meyer war sehr erfolgreich im Karibikgeschäft und wurde in den britischen Adelsstand erhoben. Die Hamburger Familie Rücker erwarb in den 1780er-Jahren in der Karibik Zuckerrohrplantagen und besaß in London eine Zuckerfabrik. Und Johann Heinrich Schröder, ebenfalls aus Hamburg und durch Kolonialwarenhandel reich geworden, gründete in London die Schroders Bank, die es bis heute gibt.

Andere scheiterten brutal, wenn ihre Waren auf den jahrelangen Reisen verloren gingen und die Investitionen sich nicht auszahlten. »Konkurs wurde wie ein Verbrechen behandelt. Man landete nicht nur im Schuldurm, sondern verlor alle bürgerlichen Ehrenrechte«, sagt Schulte Beerbühl. Sie fand einige Fälle von Suizid unter den deutschen Kaufleuten in London.

Der Handel mit Menschen und Produkten aus den Kolonien war schon seit den Anfängen im 15. Jahrhundert ein knallhartes Geschäft. Was heute kaum bekannt ist: Die Deutschen waren in den transatlantischen Handel sehr früh involviert – unter anderen Rahmenbedingungen als später die Kaufleute im 18. Jahrhundert. Bereits seit Anfang des 16. Jahrhunderts profitierten die Augsburger Handelsdynastien der Fugger und Welser auf unterschiedliche Weise vom Sklavenhandel.

Den hatten die Portugiesen etabliert: Nach Siedlungen auf den Azoren hatte das portugiesische Königshaus, angetrieben vom Prinzen Heinrich dem Seefahrer, auf Niederlassungen in Westafrika gesetzt. Die Portugiesen setzten dabei eigentlich auf Gold und entdeckten nebenbei das Geschäft mit Menschen: Keine Nation verkaufte während der europäischen Kolonialzeit mehr Sklaven als die Portugiesen – und die Fugger verdienten maßgeblich mit.

Denn die Fugger lieferten den Portugiesen den begehrten Rohstoff, mit dem diese die Menschenkäufe bezahlten: Kupfer. Daraus wurde eine vormünzliche Währung gefertigt, mit der man in Westafrika Handel trieb: »Manillen« hießen massive Arm- und Fußreife aus Kupfer oder den daraus gewonnenen Legierungen Messing und Bronze. Die halb offenen Reife gab es in verzierter Form oder unbearbeitet; sie dienten als Schmuck, für religiöse Zwecke und als Zahlungsmittel. Gegossen wurden die unverzierten Manillen für den Sklavenkauf wohl meist in Europa – auch in den Hüttenwerken der Fugger.

»Die portugiesische Krone war einer der wichtigsten Geschäftspartner der Fugger«, sagt Martin Kluger, Autor mehrerer Sachbücher über die Familiendynastie. »Sie



hatten zwar kein Monopol, aber sie waren in Europa das einzige Montan-Imperium, das in der Lage war, die immensen Mengen an Kupfer zu beschaffen.«

Indirekt hätten die Fugger daher »ganz massiv vom Sklavenhandel profitiert, dem sie einen Großteil ihres Reichtums verdanken«, so Kluger. Moralische Bedenken hatten sie ebenso wenig wie ihre Zeitgenossen, schließlich hatte selbst der Papst 1452 und 1455 in zwei Urkunden die Sklaverei für Christen ausdrücklich legitimiert.

Die Portugiesen setzten die Kupfer-Armreife intensiv als Zahlungsmittel ein. Allein ihr Handelsposten Elmina im heutigen Ghana verbuchte Anfang des 16. Jahrhunderts in einem Zeitraum von nur zehn Jahren den Eingang von mehr als 300 000 Manillen.

Ein ungeheurer Wert, denn der Bericht eines portugiesischen Seefahrers von 1505 lässt ahnen, wie begehrt die



Geschäftstüchtig Das Bild des Markt-
treibens in Lissabon zeigt, worauf Portugals
Reichtum gründete: Handel – auch mit
Menschen (niederländische Malerei um 1570).

Zu ihrem Kupferschatz waren die Fugger eher zufällig gekommen. Die Familie hatte sich Ende des 15. Jahrhunderts die Rechte für den Abbau von Silber in Bergwerken fern von Augsburg gesichert: 1494 in Oberungarn in der heutigen Slowakei und 1522 in Tirol. Das Roherz, aus dem sie das Silber gewannen, war sehr kupferhaltig. »Anfangs war Kupfer für die Fugger eher ein Nebenprodukt«, sagt Kluger. Das änderte sich schnell, als die Nachfrage nach Kupfer explodierte.

Das nutzten die Fugger mit großem logistischen Aufwand. Sie schickten das Erz auf Saumpfadern und Straßen zu ihren Verhüttungszentren in Polen, Thüringen und Kärnten. Kupfer aus Oberungarn transportierten sie mit Flößen auf der Oder zur Ostsee. Von dort wurde es mit Schiffen der Hanse über Ost- und Nordsee nach Antwerpen verfrachtet, der wichtigsten Drehscheibe des Kupferhandels. Portugiesische Schiffe übernahmen hier das Metall und brachten es nach Lissabon, von wo es nach Westafrika gelangte.

Bis heute finden sich die Spuren dieses Handels. 2008 entdeckte ein Mitarbeiter einer Diamantmine das Wrack der 1533 gesunkenen portugiesischen »Bom Jesus« vor der Küste Namibias. Das Schiff hatte 20 Tonnen Kupfer geladen, gekennzeichnet mit einem Dreizack, der Handelsmarke der Fugger. Inwieweit die »Bom Jesus« an der Finanzierung des Sklavenhandels beteiligt war, lässt sich nicht rekonstruieren. Wahrscheinlich war sie auf den Weg nach Indien, wo das Kupfer der Fugger ebenfalls sehr begehrt war. 18 Manillen im Fugger und Welser Erlebnis-

Manillen anfangs gewesen sein müssen: Schon für »jeweils 12 oder 15 Armreife aus Messing« habe das Königreich Benin seine Kriegsgefangenen verkauft; die Armreife aus Kupfer ließen sie noch »höher bewerten«. Mit der steigenden Nachfrage nach Sklaven stieg auch der Preis der Manillen inflationär.

Der Hunger nach Kupfer wuchs nicht allein wegen der Manillen. Kupfer war der Rohstoff der Stunde in der beginnenden Kolonialzeit. »Man benötigte Unmengen davon für den boomenden Schiffsbau, die europäischen Großmächte brauchten Kupfer für ihre Kanonen und vor allem – nach der ersten Ostindienfahrt von 1506 – für den Gewürzhandel mit Indien«, sagt Kluger. Auch als Baustoff und für den Guss von Bronzefiguren wurde das Metall verstärkt eingesetzt.

museum in Augsburg erinnern heute an die Verstrickung der Kaufmannsfamilie in den Handel mit Versklavten.

Die Fugger blieben nicht die einzigen Akteure in dem Geschäft mit den Armreifen. In der britischen Kolonialzeit wurden die Manillen massenhaft in Birmingham und Bristol hergestellt. Das alles wirft Schatten bis in die Gegenwart: Das Königreich Benin im heutigen Nigeria ließ aus unzähligen Manillen Tausende wertvolle Skulpturen gießen, die den Königspalast schmückten. Nach einer britischen Strafexpedition 1897 landeten zahlreiche dieser Benin-Bronzen als Raubkunst in europäischen Museen. Erst im Juli 2022 unterzeichnete die deutsche Regierung eine Absichtserklärung, um hierzulande in Museen befindliche Benin-Bronzen an Nigeria zurückzugeben.

Weit direkter als die Fugger waren deren größte Konkurrenten in den Sklavenhandel verwickelt: die Welser.

Angelockt von Gerüchten über ungeheure Goldschätze schlossen sie 1528 mit Karl V., Kaiser des Heiligen Römischen Reichs und König von Spanien, einen Vertrag. Als eine Art Lehen erhielten sie eine Kolonie in Südamerika, »Klein-Venedig« genannt, die sich auf Gebiete im heutigen Venezuela und Kolumbien erstreckte. Im Gegenzug sollten die Welser dort zwei Städte und drei Festungen bauen und Spanien am Gewinn beteiligen. Dafür durften sie Sklaven aus Afrika einführen.

»Neu-Augsburg« und »Neu-Nürnberg« waren schnell errichtet, doch das Projekt entwickelte sich zum wirtschaftlichen Desaster. Die Welser steckten viel Geld in Expeditionen, ohne je den erhofften Reichtum zu finden.

Bald verloren sie das Interesse an ihrer Kolonie. 1546 kündigte ihnen Kaiser Karl den Vertrag auf. Etwa 4000 Menschen aus Westafrika hatten die Welser da schon in die »Neue Welt« verschleppt.

Der atlantische Sklavenhandel war zu diesem Zeitpunkt fast hundert Jahre alt. Es gibt einen ersten, eindrücklichen Bericht über Europas Einstieg in dieses Geschäft. Er beschreibt die Ankunft von 235 Verschleppten in der portugiesischen Hafenstadt Lagos am 8. August 1444.

Chronist Gomes Eanes de Zurara schildert, wie die Versklavten wegen der Hitze schon am frühen Morgen vom Schiff auf ein Feld außerhalb der Stadt gebracht wurden. Sie boten einen »wunderbaren Anblick«, schwärmte Zurara und bewertete sie nach den Idealen der Europäer. Jene, die »weiß genug« waren, fand er »schön anzusehen« und »gut proportioniert«. Diejenigen aber, die »schwarz wie Äthiopier« waren, empfand er als »hässlich«, auch in ihren Gesichtszügen.

Gleichzeitig verschwieg er nicht ihr Leid: »Einige hielten ihre Häupter gesenkt und ihre Gesichter waren tränenüberströmt; andere standen schmerzhaft stöhnend da, blickten zum Himmel empor ... als ob sie den Gott der Natur um Hilfe bäten; andere schlugen sich mit den Handflächen auf das Gesicht und warfen sich in ganzer Länge auf den Boden.«

Die Tragik nahm zu, als die Gefangenen zum Verkauf in fünf Gruppen geteilt werden sollten. Familien wurden

getrennt, Mütter kämpften um ihre Kinder, Angehörige klammerten sich aneinander. »Welches Herz könnte so hart sein, dass es nicht von Mitleid durchdrungen wäre?«, schrieb Zurara und lieferte gleich eine Rechtfertigung für diese Grausamkeit mit: Die 46 Sklaven, die der portugiesische Prinz in Lagos erhalten hatte, seien später ebenso wie ihre Kinder und Enkel zu »guten und wahren Christen« geworden.

Ein argumentatives Muster, mit der die Verschleppung vermeintlicher »Wilder« zivilisatorisch verklärt wurde – nicht nur von den Portugiesen.

Nach der Entdeckung Amerikas durch die Spanier verfestigte sich die Struktur des Sklavenhandels für Jahrhunderte. Immer mehr Akteure stiegen in das Geschäft ein: Franzosen, Niederländer, Dänen, Briten. Große Handelsgesellschaften wie die Niederländische Westindien-Kompanie monopolisierten ab dem 17. Jahrhundert den Fernhandel – auch mit Menschen.

Das weckte Begehrlichkeiten kleiner Staaten wie Brandenburg. Das Kurfürstentum hegte im 17. Jahrhundert als einziger deutscher Staat koloniale Ambitionen und baute seine Schiffsflotte aus. Friedrich Wilhelm schwärmte von seinen »herrlichen Seehäfen« und gründete »nach dem Exempel anderer Potentaten« die »Brandenburgisch-Afrikanische Compagnie«. Ihren Kaufleuten versprach der Kurfürst »Autorität und Schutz« unter seiner Flagge; das wolle er »mit tüchtigen Soldaten« sichern.

Dass dies nicht nur Fantasterei blieb, hatte er dem adeligen Abenteurer Otto Friedrich von der Groeben zu verdanken. In seinem Auftrag segelte Groeben im Sommer 1682 nach Westafrika. Im heutigen Ghana, am »Kap der drei Spitzen«, das zuerst die Portugiesen entdeckt hatten, gingen die Deutschen an Land. Hier entstand, abgesichert durch Verträge mit lokalen Anführern, die erste deutsche Kolonie in Afrika. Am 1. Januar 1683 hissten die Brandenburger auf einem strategisch günstig gelegenen Berg »mit Pauken und Schallmeien« die brandenburgische Flagge. Weil der Kurfürst »in aller Welt Groß ist«, schmeichelte von der Groeben, taufe er den Berg eben den »Großen Friedrichs-Berg«. Daraus wurde später der Name Groß Friedrichsburg.

Am 18. Dezember 1692 ankerte hier auch die »Friedrich Wilhelm« mit Tagebuchschreiber Johann Peter Oettinger. Das Schiff füllte Proviant auf, und Oettinger berichtete von »viel Ärger« mit einem portugiesischen Kapitän, der von den Schwarzen Gold geraubt und Afrikaner »als Sklaven gekidnappt« habe. Die Brandenburger drohten, sein Schiff zu beschießen, damit die Portugiesen ihre Beute wieder rausrückten.

Der Vorfall ist bezeichnend: Die Deutschen wollten sich das Vertrauen der lokalen Eliten sichern. Die verdienten als Zwischenhändler mit, und die Deutschen waren auf sie angewiesen, um an Sklaven und Waren zu kommen. Menschen in Dörfern zu rauben, wie es offenbar die portugiesische Besatzung gemacht hatte, war politisch unklug und auf lange Sicht wenig zielführend.

Nicht sonderlich zimperlich gingen allerdings auch die Brandenburger mit den Sklaven um, die sie nach ihrem Stopp in Groß Friedrichsburg weiter östlich im Königreich



Reich Jakob II. Fugger und Bartholomäus Welser waren Anfang des 16. Jahrhunderts tief verstrickt in das Geschäft mit der Sklaverei (zeitgenössische Gemälde).



Ehrgeizig 1680 umfasste Kurbrandenburgs Flotte 28 Schiffe; hier die »Friedrich Wilhelm zu Pferde« (l.) und die »Markgraf von Brandenburg« (r.), davor klein die Jacht des Fürsten (Gemälde von 1684).

Hueda kauften. Die Bedingungen während der Reise über den Atlantik müssen katastrophal gewesen sein: Schon einen Tag nach der Abfahrt am 5. April 1693 notierte Oettinger: Fünf Menschen seien gestorben »und wurden ins Meer geworfen«.

Es folgten bald ein Matrose und »einige« Verschleppte. Die Verzweiflung war so groß, dass eine Mutter ihr Kleinkind tötete und die Sklaven eine Rebellion planten, die durch Verrat aufflog. Die Deutschen peitschen die vermeintlichen Verschwörer aus. Sie zogen den Anführer an einem Seil am Mast in die Höhe und begannen von unten ein Zielschießen, bis ihn jemand tödlich traf. »All das mussten sich die anderen anschauen.«

Vor dem Zwischenstopp auf São Tomé wurde die Verpflegung knapp. Die Versklavten bekamen nur noch eine Mahlzeit täglich. Oettinger berichtet von »vielen« Toten, auch von einigen verstorbenen Soldaten und Seeleuten. Nach drei Monaten erreichte das Schiff im Juli 1693 die dänische Kolonie Saint Thomas in der Karibik.


Die Brandenburger verkauften die verbliebenen 659 Sklavinnen und Sklaven und deckten sich mit Zucker ein, den sie von Nachbarinseln herüberschifften: Ein Teil der Ladung ging sofort an Piraten verloren. Sie erwarben zudem Tabak, Kakao und Baumwolle und feierten vor der Heimkehr ein letztes Gelage an Land: »Wir kamen alle betrunken auf das Schiff zurück.«

Ende August 1693 ging es zurück Richtung Spanien, wo die besten Preise für Kakao erwartet wurden. Doch die »Friedrich Wilhelm« erreichte ihr Ziel nie. Nach acht Wochen griffen französische Schiffe sie an. Als eine Kanonenkugel den deutschen Kommandanten tödlich traf und seinen halben Arm abbrach, gaben die Brandenburger auf. Die Besatzung sei »gnadenlos« ausgeplündert worden und ging in Gefangenschaft. Die Franzosen setzten die »Friedrich Wilhelm« in Brand. Das Schiff mit dem stolzen Namen sank, mit einem panischen Affen als letzten Passagier.

Oettinger hatte Glück und konnte zumindest seine in Schichten getragene Baumwollkleider sowie 200 am Körper versteckte Reichstaler retten. In der Bretagne wurde er an Land gelassen. Es war der Beginn einer dreijährigen Odyssee, die ihn erst im August 1696 in seine Heimatstadt Künzelsau zurückführte. Nicht einmal seine Familie erkannte ihn nach seiner langen Abwesenheit.

Auch das afrikanische Abenteuer der Brandenburger endete bald. Die Nachfolger des Großen Kurfürsten zeigten wenig Interesse an einer teuren Marine und der nur anfangs profitablen Kolonie. 1711 wurde Groß Friedrichsburg für bankrott erklärt und sechs Jahre später an die Niederländische Westindien-Kompanie verkauft.

Heute zählt das einst brandenburgische Fort zusammen mit anderen Festungen an der Küste Ghanas zum Weltkulturerbe. In Deutschland ist es nahezu vergessen.

The background of the page is a photograph of a dense forest. In the distance, a small white house with a dark roof is visible on a hillside. The scene is shrouded in a light mist or fog, creating a soft, atmospheric effect. The text is overlaid on this image.

Sklaverei- geschäft im Riesen- gebirge

Zulieferer Schlesische Kaufleute profitierten vom Leinen-Export. Den leibeigenen Webern ging es kaum besser als den Versklavten, die mit den Stoffen erworben wurden.

Von Anka Steffen



Verflochten Kaufleute aus dem Hirschberger Tal (l.) ließen im 18. Jahrhundert Leinen für den westafrikanischen Sklavenmarkt produzieren. Ein Webstuhl ist heute im Museum der niederschlesischen Weberei Kamienna Góra ausgestellt.

Z

Zu Jahresbeginn 1778 erreichte Johann Friedrich Ketzler im schlesischen Hirschberg (heute Jelenia Góra) ein Brief von Jean Daniel Schweighauser aus Nantes. Geschäfte zwischen ihren Handelshäusern könnten zu beiderseitigem Vorteil verabredet werden, so Schweighauser, denn die von Ketzler angebotene Leinwandsorte »platilles simples« sei besonders für den »traite des Negres«, den transatlantischen Sklavenhandel, geeignet.

Der schlesische Kaufmann Ketzler (1735 bis 1809) gehörte einer eingesessenen Kaufmannsdynastie an, die seit dem 17. Jahrhundert im Leinwandhandel aktiv war. Sein Gegenüber, das Handelshaus des Basler Kaufmanns Schweighauser & Dobrée, war am französischen Importgeschäft mit amerikanischen Kolonialwaren wie Baumwolle, Tabak und Zucker beteiligt. Auf der Exportseite



Qualität Gut produziert und preisgünstig vermarktet, war schlesisches Leinen weltweit gefragt.

verkaufte es Leinwand, mit der Sklaven eingekleidet oder im Tausch erworben wurden. Schweighauser gehörte damit zu den offensichtlichen Profiteuren in dem lange als »Dreieckshandel« bezeichneten Geschäft zwischen Europa, Afrika und der »Neuen Welt«.

Aber er hatte eben auch Zulieferer, die ebenfalls gut an diesem Geschäft verdienten – tief im deutschen Hinterland. Menschen wie Ketzler. Deren Geschichte ist die vom Handel mit schlesischer Leinwand, in der geschäftlicher Erfolg, menschliches Leid und Unfreiheit zu beiden Seiten des Atlantiks eng miteinander verwoben waren.

Der Brief des Handelspartners zeigt deutlich: Ketzler wusste um die Rolle seines Stoffes im Tauschgeschäft gegen versklavte afrikanische Frauen, Männer und Kinder. Und wie er wussten es auch alle anderen 70 Mitglieder der Hirschberger Leinwandkaufmannschaft. In Landeshut (heute Kamienna Góra) vertrieben um die 20 Grosisten Leinwand, ähnlich viele beteiligten sich in Greiffenberg (heute Gryfów Śląski) und Schmiedeberg (heute Kowary) am Leinwandhandel, während in Waldenburg (heute Wałbrzych) etwa halb so viele Kaufleute leinene Gewebe en gros umsetzten.

Mitte des 18. Jahrhunderts bedienten also nicht mehr als 150 schlesische Kaufleute aus dem Riesengebirge die gesamte Nachfrage nach schlesischer Leinwand in Frankreich, aber auch in den Hafenmetropolen Englands, der Niederlande, Spaniens und Portugals oder Dänemarks und Schwedens sowie deren Außenhandelsposten in den Kolonien. Die Namen der fünf schlesischen Gebirgshandelsstädte waren von Kingston auf Jamaika bis Königsberg in Ostpreußen bekannt.

Das lag in erster Linie an der Qualität ihrer Produkte: Die häufigsten Ausführungen schlesischer Leinwand waren gröbere Stoffe in Graubraun wie »Sangaletten« oder angenehm zu tragende, weiß gebleichte Gewebe wie »Platilles«. Ihre Namen verraten, dass es sich bei schlesischen Leinenstoffen um Nachahmungen französischer oder Schweizer Webwaren handelte.

Schlesischen Spinnern, Webern, Bleichern und Manglern gelang die Imitation der Originale so gut, dass die Franzosen nach dem Siebenjährigen Krieg (1756 bis 1763) sogar erwogen, schlesische »ouvriers capables« (Facharbeiter) nach Frankreich zu locken, um sich deren Know-how anzueignen. Zeitgenössische Schätzungen gehen davon aus, dass die Hälfte der im 18. Jahrhundert als französisch deklarierten, in die Karibik verschifften Leinwand eigentlich aus Schlesien kam.

Die British Linen Company bemühte sich zwar um die Imitation der schlesischen Exportschlager, doch erfolglos – die Engländer blieben vom Import aus Schlesien abhängig. Somit verband die Leinwandherstellung in der Frühen Neuzeit die deutsche Provinz tief im Binnenland mit der kolonialen Sklavenausbeutung in der atlantischen Wirtschaftswelt.

Weil sie besonders preisgünstig vermarktet wurde, setzte sich schlesische Leinwand im Überseehandel lange auch gegen die Konkurrenz englischer Wolltücher und indischer Baumwollstoffe durch. Denn ortsansässige Kaufleute hatten im Riesengebirge ein Monopol auf



Spuren Ein Fresko im Schloss Pakoszów (Wernersdorf), wo ein Leinenkaufmann residierte, zeigt ein afrikanisches Kind mit Leinenturban und ein Kind, das Leinenbahnen zuschneidet.

Leinwand etabliert, das drückte die Herstellungskosten der Stoffe.

Wehrhaft in Gilden organisiert – »Kaufmanns-Societäten« entstanden 1658 in Hirschberg und 1677 in Landeshut; ähnliche Korporationen existierten auch in den übrigen drei Gebirgshandelstädten – beschränkten schlesische Leinwandkaufleute nach dem Dreißigjährigen Krieg (1618 bis 1648) als Erstes den Zuzug ausländischer Leinwandekäufer. Damit war der heimische Leinwandmarkt ihrer Interessengemeinschaft vorbehalten. Als alleinigen Aufkäufer schlesischer Leinwand fiel es den Kaufleuten leicht, sich die Produzenten der international nachgefragten Handelsware gefügig zu machen.

»Platilles«

Das **weiß gebleichte Gewebe** der schlesischen Leinenweber – anfangs eine Nachahmung französischer und Schweizer Webwaren – wurde in Westafrika gegen Versklavte getauscht.

Dass die schlesischen Stoffe nicht nur gut, sondern auch preiswert produziert werden konnten, hatte sozio-ökonomische Gründe. Die Leibeigenschaft als Form unterdrückter Arbeitsausbeutung war in Schlesien Mitte des 16. Jahrhunderts vom Landadel verrechtlicht worden. Wegen des schlechten Ackerlandes in der gebirgigen Region siedelten auf ihren Gutshöfen schollenpflichtige – also an das Gut wie dessen Herrn gebundene – Gewerbetreibende. Sie lebten nicht von Landwirtschaft, sondern verdienten sich ihren Lebensunterhalt mit der Aussaat von Lein, dem Verspinnen des daraus gewonnenen Flachses, dem Weben von Leinwand und deren Veredelung durch Bleichen und Glätten.

Als nach der Jahrhundertwende auch schlesische Leinwandkaufleute Landbesitz erwarben, stiegen sie zu Kaufmann-Gutsbesitzern auf. Im 18. Jahrhundert führten sie Aufsicht über die gesamte Produktionskette: vom Rohstoffanbau bis zur Endverarbeitung in der Leinwandherstellung.

Einer von ihnen war Christian (von) Kluge (1679 bis 1732). Er wurde 1726 in den böhmischen Adelsstand erhoben und war seitdem nicht nur Kaufmann in Landeshut, sondern auch Erb- und Gerichtsherr auf sechs Gütern.



Erinnerung Textilkaufleute wie Christian Metzel gaben prächtige Grabmäler in Auftrag (l.). Detailreiche Damastgewebe, wie diese Ansicht der Burgruine Kynast, hängen in Metzels Schloss Lomnitz, das heute ein Museum ist.

Auch nicht nobilitierte Leinwandkaufleute erwarben, entgegen geltendem Recht, Gutsbesitz. Christian Mentzel (1667 bis 1748) aus Hirschberg schlug aus bürgerlichem Stolz heraus sogar das Angebot des römisch-deutschen Kaisers Karl VI. aus, ihm einen Adelstitel zu verleihen.

SCHNELLES WISSEN Wie lange war Schlesien deutsch?

Die Region an der Oder geriet seit dem Mittelalter immer wieder unter andere Herrschaft. Über die Jahrhunderte erhoben polnische, tschechische und österreichisch-deutsche Herrscher jeweils wechselnde Ansprüche auf Teile Schlesiens. Zu der Zeit, um die es im Artikel geht, war Schlesien so etwas wie deutsches Hinterland, weil es zum Teil Preußen (1742 bis 1918) und zum Teil dem österreichisch-ungarischen Habsburgerreich angehörte (1526 bis 1918). Heute gehört der größte Teil des einstigen Schlesiens zu Polen, kleine Teile liegen in Deutschland (um Görlitz) und Tschechien.

Seine 1738 akquirierten drei Güter blieben trotzdem bis 1810 in Familienbesitz.

Zur Bewirtschaftung ihrer Güter nutzten die Kaufmann-Gutsbesitzer wie ihre Vorgänger aus dem Landadel unfreie und minimal bezahlte Arbeit ihrer Untertänigen – in einem bemerkenswerten Ausmaß: Während Christian von Kluge Herr über ungefähr 1350 Untertänige war, waren Christian Mentzel bis zu 2500 Menschen dienst-schuldig.

Zum Größenvergleich: Auf den drei größten Plantagen auf Barbados schufteten nie mehr als 350 Versklavte gleichzeitig, auf jamaikanischen arbeiteten zeitgleich durchschnittlich nur 150 Zwangsrekrutierte für einen der 650 Plantagenbesitzer. Ein schlesischer Leinhandelskaufmann befahl also mitunter sehr viel mehr untertänigen Schlesiern, Lein zu säen und zuzurichten, als ein englischer Zuckerpflanzer Versklavte in der Karibik ausbeutete.

Aber auch gutfremde Anbieter von Garn und Leinwand verdienten nur wenig, denn sie mussten ihre Erzeugnisse ebenfalls an den Kaufmann verkaufen, der das Nachfragemonopol hatte.

Als Ketzler 1778 aus Nantes das Angebot einer Zusammenarbeit beim Verkauf der »plattiles simples« erhielt, war auch den preußischen Behörden längst bekannt, dass

»Sangaletten«

Die **gröberen, graubraunen Stoffe** wurden unveredelt nach Amerika verkauft. Dort wurden mit den Sangaletten Versklavte oder arme Siedler eingekleidet.

es eben jene Sorte war – günstig von schlesischen Geknechteten hergestellt und dennoch hochwertig gearbeitet –, die von den Dänen, Engländern und Franzosen an der westafrikanischen Küste gegen Versklavte eingetauscht wurde.

Das gute Preis-Leistungs-Verhältnis sicherte den schlesischen Leingeweben die Stellung eines erstklassigen Handelsguts. Seit 1662 brachte die englische Royal African Company jährlich mehrere Tausend Bahnen – jede etwa 36 Meter lang und zum Transport gefaltet oder gerollt – gut gewebter und hervorragend gebleichter schlesischer Leinwand zu den Küstengebieten nördlich des Golfs von Guinea. Freie Afrikanerinnen und Afrikaner schätzten den Stoff, Sletias genannt, vermutlich deshalb, weil seine weiße Farbe für sie Reinheit symbolisierte.

Die Exportzahlen schlesischer Leinwand brachen, von allgemeinen Handelsschwankungen abgesehen, auf den Schiffen der britischen Monopolgesellschaft bis zu den 1720er-Jahren immer wieder Rekorde, zuletzt 1723 mit knapp 30 000 Stoffbahnen, das entsprach einer Stofflänge von insgesamt rund 1100 Kilometern.

Und nicht nur in Afrika war die schlesische Leinwand gefragt: Unveredelte »Sangaletten« wurden auf amerikanischen Märkten abgesetzt, um Versklavte und arme Siedler mit billigem Bekleidungsstoff zu versorgen. Die Ladungslisten der niederländischen Middelburgschen Commerce Compagnie geben Einblick in die seit 1721 für die Karibik bestimmten Stofflieferungen. Ihnen zufolge war schlesische Leinwand nach Exportmenge und -volumen bis mindestens 1740 das wichtigste textile Frachtgut.

Die Sklaverei sorgte für eine hohe Nachfrage nach preiswerten Tausch- und Bekleidungsstoffen. Und die konnten die schlesischen Kaufleute befriedigen: mit einem marktgerechten Angebot von Leinwand, die auf der Arbeit eines leibeigenen Prekariats basierte.

Mitte des 18. Jahrhunderts hing das Überleben der meisten Menschen im einwohnerreichsten Teil Schlesiens vom Preisdiktat der Leinwandkaufleute für ihre Arbeit ab. Für schlesische Leinwandoligarchen wiederum war die Region im Riesengebirge ein Herstellungsparadies: Hier bekamen sie gute Leinwand zu Dumpingpreisen.

Die Markenware ihrer Heimat verkauften sie an zahlungskräftige Ausländer, die unbedingt günstige tropenggeeignete Stoffe brauchten, aber keine ähnlich günstigen Bezugskanäle für qualitativ hochwertige Leinwand hatten. Ohne Zweifel, im Konzert der Kolonialmächte waren



Produkt Noch heute wird vor Ort Leinen im Gutsladen von Schloss Lomnitz verkauft.

die Leinwandkaufleute aus den fünf schlesischen Gebirgshandelsstädten ein wichtiger Teil des Orchesters.

Erst die Revolutionszeit, die Kriegszüge Napoleons und die Handelsblockaden um 1800 ließen das lukrative Geschäftsmodell schlesischer Leinwandkaufleute einbrechen. Sie verhalfen stattdessen einer Handelsware zum endgültigen Durchbruch, die ebenfalls erst durch Sklavenwirtschaft den Weltmarkt erobert hatte: maschinell verarbeitete »englische« Baumwolle.

Weil der Leinwandabsatz zurückging, zogen sich viele der schlesischen Kaufleute als gut situierte Privatleute aus dem Handelsgeschehen zurück – ihre Arbeiter, die nun ohne Abnehmer waren, litten bald Hunger. Erst die Initiativen einer neuen Unternehmergruppe half Mitte des 19. Jahrhunderts, das Elend unter der schlesischen Gebirgsbevölkerung zu beenden: Nun entwickelte sich unter den Bedingungen der »industriellen Revolution« eine mechanisierte Textilproduktion. Die Arbeitsbedingungen jedoch blieben auch nun nicht selten prekär.

Zur Autorin Anka Steffen promoviert als akademische Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Europa-Universität Viadrina über die Zusammenhänge zwischen schlesischer Wirtschaftsentwicklung und Sklaverei.

Bildhintergrund

**Johann Valentin Haidt:
»Erstlingsbild« (1747)**



Der Mingrel: Thomas Mamucha, Samuel Kajamuk von Stra David, der Armenier Christian, der Kälffe Thomas von den Hurons. Neben dem Seyland Syter hand, d
Guly von Schamuchie in Persien. Sem der wilde von Boston, Gracia, die Mallattin Calbr: in S. Kam mit der hebraid Madam das siaciner Madam, Carmel aus G

Das Gemälde zeigt Menschen, die im 18. Jahrhundert von Missionaren der Herrnhuter Brüdergemeine zum Christentum bekehrt worden waren. Unter ihnen sind viele Versklavte. Was ist über sie bekannt?
Von Kathrin Maas



der Widen-lehrer Johannes, der Floridaner Francesco, St. Maria in Michelgen, die Witwe Hanna von Guinea, der Caroline Neger Johannes, Der Hottentot Kiltbodo, die Widen Ruth
s. Guinea, Juncker aus Meinerk, und Andreas sein Vater.

Jesus thront hell erleuchtet in der Mitte. Er schaut den Betrachterinnen und Betrachtern des Gemäldes freundlich lächelnd entgegen und bezieht sie unmittelbar in die Szene ein. Über dem Religionsstifter schwebt ein Engel. Er hält eine Dornenkrone über Jesus' Kopf und führt eine Schriftrolle mit sich, die erklärt, was hier zu sehen ist.

»Diese sind erkaufte aus den Menschen als Erstlinge für Gott und das Lamm«, steht dort geschrieben: Vers 14,4 der Offenbarung.

»Erstlinge« waren für Graf Nikolaus Ludwig von Zinzendorf (1700 bis 1760), Begründer der evangelischen Glaubensgemeinschaft der Herrnhuter und Auftraggeber des Gemäldes, all jene Menschen aus nicht christlichen Völkern, die zum Christentum bekehrt werden konnten.

Die in Sachsen beheimatete »Herrnhuter Brüdergemeine« war aus der böhmischen Reformationsbewegung hervorgegangen und griff unter anderem Ideen des tschechischen Reformators Jan Hus (um 1370 bis 1415) auf. Der Missionsgedanke spielte innerhalb der Gemeine, die auch als Unitas Fratrum, Brüder-Unität oder Moravian Church bekannt ist, von Beginn an eine wichtige Rolle. Wohnortwechsel und Reisen gehörten für die Herrnhuter zum Alltag, denn die stark pietistisch geprägten Brüder und Schwestern wurden nicht überall geduldet. Heute sind sie mit über einer Million Mitgliedern auf der ganzen Welt vertreten. Die derzeit größte Brüdergemeine befindet sich in Tansania.

Die erste Herrnhuter Mission führte 1732 auf die damals dänische Inselkolonie St. Thomas in der Karibik. Die Idee dazu kam Zinzendorf während der Krönungsfeierlichkeiten von Christian VI. 1731 in Kopenhagen. Dort hatte er den schwarzen Kammerdiener Anton Ulrich getroffen. Dieser berichtete Zinzendorf von den versklavten Menschen auf den Plantagen der karibischen Inseln und deren angeblichen Wunsch, zum christlichen Glauben geführt zu werden. Dieser Aufgabe nahmen sich die Herrnhuter begeistert an.

Um die Erfolge ihrer Missionsarbeit zu dokumentieren, ließ Zinzendorf 1747 das »Erstlingsbild« anfertigen. Der Maler Johann Valentin Haidt (1700 bis 1780), selbst Mitglied der Glaubensgemeinschaft, war in den 1740er- und 1750er-Jahren der Hauptporträtist der Herrnhuter und erstellte das Gemälde innerhalb von nur drei Monaten. Nicht nur die Vielzahl der dargestellten Personen aus verschiedenen Erdteilen, sondern auch die Größe des Gemäldes (im Original 252 mal 395 Zentimeter) sollte die Betrachterinnen und Betrachter beeindrucken. Das Bild schmückte zunächst den Konferenzsaal der Brüdergemeine im hessischen Herrnhag. Doch mit der Auflösung der Siedlung in den 1750er-Jahren gelangte es ins niederländische Zeist, wo es heute im Kleinen Saal der Gemeine hängt.



1 Bild mit Legende

Das »Erstlingsbild« war in der Brüdergemeine so beliebt, dass Haidt mehrere Versionen anfertigte. Es soll insgesamt zehn unterschiedliche Ausführungen gegeben haben, aber nicht alle blieben erhalten. Diese Version ist die einzige mit einer Bildlegende, in der die Namen der Dargestellten aufgelistet werden. Zinzendorf selbst hatte entschieden, welche der Herrnhuter »Erstlinge« auf dem Gemälde präsentiert werden sollten. Seine private Liste enthielt auch biografische Informationen und persönliche Erinnerungen der Dargestellten.



2 Engel mit Palmzweigen

Links neben Jesus verteilt ein Engel Palmzweige. Alle Personen auf dem Gemälde haben einen solchen Zweig erhalten und tragen ihn in der Hand. In der christlichen Ikonografie werden vor allem Märtyrer auf diese Weise

gekennzeichnet. Der Palmzweig kann aber auch – wie in diesem Zusammenhang – für die Überwindung des Todes und das ewige Leben stehen. Er zeigt an, dass die dargestellten »Erstlinge« bereits verstorben waren, als das Gemälde entstand. Jesus heißt die Neu-Christen im Jenseits willkommen und erkennt sie als gleichwertige Glaubensbrüder und -schwestern an.

Galt die von den Herrnhutern gepredigte spirituelle Gleichheit vor Gott – damals ein revolutionärer Gedanke – auch im irdischen Leben und für alle gleichermaßen? Obwohl die Herrnhuter auf den Karibikinseln versuchten, Versklavte nicht als Ware, sondern als Menschen wahrzunehmen, waren sie nicht daran interessiert, das politische System in den Kolonialgesellschaften zu verändern. Zinzendorf war vielmehr davon überzeugt, dass jeder Mensch in dem Stand verbleiben soll, in den Gott ihn gesetzt hat.



3 Carmel

Carmel war der erste Nicht-Europäer, den die Herrnhuter Missionare für den christlichen Glauben interessieren konnten. Deshalb stellt Haidt ihn vorn in der Mitte an prominenter Stelle dar. Er trägt ein weißes Hemd und einen gelben Rock, die

Tracht eines Herrnhuter »Laufburschen«. Hinter ihm steht ein Junge im gleichen Aufzug. Carmel wurde um 1727 im Kongo geboren, dort versklavt und nach St. Thomas verschleppt. Missionare der Brüdergemeine kauften ihn auf dem Sklavenmarkt der Insel und nahmen ihn 1734 mit nach Europa. Die Idee: Er sollte ausgebildet werden und später in die Karibik zurückkehren, um dann selbst die Botschaft des Christentums zu verbreiten. Carmel wurde am 22. August 1735 im thüringischen Ebersdorf auf den Namen Josua getauft und verstarb am 28. März 1736 im sächsischen Herrnhut. Weil er als erster Bekehrter für die Herrnhuter eine besondere Bedeutung besaß, benannten sie später eine Missionsstation auf Jamaika nach ihm.



4 Anna

Anna war die Tochter einer versklavten Plantagenarbeiterin. Sie wurde am 29. Dezember 1737 auf St. Thomas getauft und verstarb am 30. März 1740 im sächsischen Marienborn. Sie ist auf dem Gemälde rechts neben Carmel mit ihrem Neffen Michael auf dem Schoß dargestellt. Sie trägt eine Haube mit einem blauen Band, das sie als verheiratete Frau kennzeichnet. Zinzendorf brachte Anna 1739 nach Herrnhut, wo sie als Dienerin für seine Frau arbeitete. Hier wird deutlich, dass es den Herrnhutern nicht nur um die Bekehrung der versklavten Menschen ging, sondern auch um persönliche Vorteile. In diesem Fall wollte Zinzendorf mit einer exotischen Dienerschaft den eigenen gräflichen Status verdeutlichen.



5 Barthel

Auch der Mann im grünen Mantel, der schräg hinter Anna steht, kam mit Zinzendorf nach Sachsen. Er war am 30. September 1736 auf St. Thomas auf den Namen Andreas getauft und seinem Besitzer 1739 abgekauft worden. Er war ein wichtiger Mit-

arbeiter der Missionare und »General-Aeltester der Mohrengemeinen«. Die häufige Präsenz der Bekehrten in der Muttergemeine sollte den Erfolg der Herrnhuter Missionstätigkeit beweisen. Nicht immer kamen die Neu-Christen freiwillig mit. Einige haben gegen die Reise nach Herrnhut protestiert. Sie wehrten sich, indem sie Erde aßen oder während der Überfahrt versuchten, von Bord zu springen. Tragischerweise starben viele der »Erstlinge« jung in Europa, so auch Barthel. Woran genau, ist – wie bei Carmel und Anna – nicht überliefert.



6 Mientje

Rechts hinter Anna steht Mientje. Sie trägt einen silbernen Armreif und ist hier nur mit einem weißen Tuch um die Hüften bekleidet. Sie stammte aus Westafrika und wurde am 9. Oktober 1740 auf St. Thomas auf den Namen Hannah getauft. Auch sie

verstarb in Europa. Auf St. Thomas hatte Mientje auf »Neu-Herrnhut« gearbeitet, der großen Zuckerrohrplantage der Brüdergemeine. Ursprünglich wollten die Herrnhuter, die im Gegensatz zu vielen anderen christlichen Missionaren keine Theologen, sondern zumeist Handwerker waren, sich selbst auf den Plantagen verdingen und dort unter den Versklavten missionieren. Doch um ihre Missionsarbeit zu finanzieren, beschlossen die Herrnhuter nach kurzer Zeit, die Seiten zu wechseln. Sie erwarben Plantagen, kauften Sklaven und wurden auf diese Weise endgültig Teil der Kolonialgesellschaft. In Dänisch-Westindien besaß die Brüdergemeine bald über 100 Versklavte. Freiheit gewährten sie ihren Sklaven erst in den 1840er-Jahren, als sich die Abschaffung der Sklaverei ankündigte. Seit den 2010er-Jahren arbeiten die Herrnhuter ihre Geschichte auf. Treibende Kraft sind dabei die Nachkommen der Versklavten.

Für den Bildhintergrund sprach die Autorin mit Dr. Jan Hüsgen, Referent für Kultur- und Sammlungsgut aus kolonialen Kontexten am Deutschen Zentrum Kulturgutverluste.

Die Scheinheiligen



Geldquelle Aus Plantagen wie denen auf der Sklaveninsel St. Croix – von Kolumbus einst »Santa Cruz« genannt – zog Schimmelmann mehr als 100 000 Reichtaler pro Jahr.

Doppelmoral Daheim hielten deutsche Kaufleute die Aufklärung und christliche Werte hoch – in Übersee kauften und beschäftigten sie Versklavte. *Von Jasmin Lörchner*



Heinrich Ernst von Schimmelmann kam im Dezember 1767 von einer anderthalbjährigen Bildungsreise nach England und Frankreich zurück. Unterwegs hatte er eine Reisebibliothek mit mehr als 300 Bänden angelegt, gefüllt mit den humanistisch-aufgeklärten Gedanken der Literaten und Philosophen seiner Zeit: John Locke, Benjamin Franklin, Denis Diderot, Montesquieu und Voltaire. Sie forderten Selbstbestimmung des Individuums, Freiheit, Menschen- und Bürgerrechte.

16 Jahre später erbt der inzwischen 34-Jährige einen der größten Sklavenbestände der Karibik. Sein Vater Heinrich Carl von Schimmelmann, deutsch-dänischer Kaufmann und Politiker, hatte der Krone die vier größten Plantagen auf den dänischen Jungferninseln abgekauft. Die Zuckerplantagen »Princesse«, »La Grande«, »Carolina« und »Thomas« waren mindestens 680 000 Reichsthaler wert, brachten den größten Teil der Unternehmensgewinne ein und beschäftigten mehr als 1000 Versklavte.

Schimmelmann galt als aufgeklärter Unternehmer – und sah sich wohl auch selbst so. Wie sein Vater machte Heinrich Ernst Schimmelmann in der dänischen Politik Karriere. Erst als Handels-, dann als Finanzminister stieß er mit seinen Vertrauten Andreas Peter Bernstorff und Christian Ditlev Frederik Reventlow humanistische Reformen in der Landwirtschaft, Bildung, Justiz, im Handel und in der Infrastruktur an. Und 1792 erließ Dänemark



Profit Heinrich Ernst von Schimmelmann schaffte den dänischen Sklavenhandel ab – nachdem seine Familie damit reich geworden war.

»Wenn er aufhört, ein Mensch zu sein«

Dokument Schon zu seinen Lebzeiten wurden Schriften des einstigen Sklaven Frederick Douglass ins Deutsche übersetzt. Aufrüttelnd beschreibt er darin seine Erfahrungen.

Ihm gelang ein seltener Aufstieg: Frederick Douglass (1817/18 bis 1895) floh mit etwa 20 Jahren aus der Sklaverei in die Freiheit und wurde zu einem der bedeutendsten amerikanischen Abolitionisten des 19. Jahrhunderts. Der brillante Rhetoriker kämpfte für die Rechte von Schwarzen und unterstützte früh die Forderung nach einem Frauenwahlrecht. 1845 veröffentlichte Douglass die erste seiner drei Autobiografien: »Narrative of the Life of Frederick Douglass, an American Slave«. Darin erzählt er von seinen Erlebnissen als Sklave bis kurz nach seiner Flucht und enthüllt die erniedrigenden und brutalen Strategien der Sklavhalter. Schon die ersten Sätze seines Werks thematisieren Lücken in der eigenen Identität. **»Ich habe kein genaues Wissen von meinem Alter, weil ich nie authentische Aufzeichnungen gesehen habe, die es enthielten. Die meisten Sklaven wissen so wenig über ihr Alter wie Pferde über ihres, und es ist der Wille der meisten Herrn, die ich kenne, ihre Sklaven darüber im Unklaren zu lassen. Ich kann mich nicht erinnern, je einen Sklaven getroffen zu haben, der seinen Geburtstag kannte. Selten können sie es genauer bezeichnen als Pflanzzeit, Erntezeit, Kirschenzeit, Frühling oder Herbst.«**

Es sollte nur der Anfang des Unrechts sein, das Douglass als Versklavter erlebte. Als Kind durfte er seine Mutter kaum sehen. Sie starb, als er etwa sieben Jahre alt war. In jungen Jahren musste er mit ansehen, wie seine Tante ausgepeitscht wurde: **»Es war das blutbefleckte Tor, der Eingang zur Hölle der Sklaverei, durch die auch ich bald treten würde.«**

Douglass beschreibt die zynische Logik, mit der ein Aufseher den Mord an einem Versklavten rechtfertigte, der vor Peitschenhieben in einen Fluss geflüchtet war und sich geweigert hatte, ihn zu verlassen.

»Wenn einer der Sklaven sich seiner Strafe verweigerte und mit seinem Leben davonkäme, würden die anderen Sklaven bald diesem Beispiel folgen. Das Resultat wäre die Freiheit der Sklaven und die Versklavung der Weißen.«

Als Junge verbrachte Douglass einige Jahre bei Sklavhaltern in Baltimore. Seine Besitzerin lehrte ihn Lesen und Schreiben, bis der Ehemann es ihr verbot. Im Tausch gegen Brot ließ Douglass sich daraufhin



Frederick Douglass
(um 1880)

von armen weißen Kindern unterrichten. Schließlich musste er auf eine Plantage zurück, wo er unter härtesten Bedingungen zur Arbeit gezwungen und und beinahe jede Woche ausgepeitscht wurde. **»Mr. Covey gelang es, mich zu brechen. Mein Körper, meine Seele, mein Geist waren gebrochen.«**

Plantagenbesitzer, berichtet Douglass, gewährten Sklaven zwischen Weihnachten und Neujahr sechs Tage, in denen sie nur das Vieh versorgen, aber nicht auf den Feldern arbeiten mussten. Die Versklavten nutzten die Zeit für Handwerk, Tänze und Trinkgelage. **»Diese freien Tage dienen als Sicherheitsventil, um den rebellierenden Geist der versklavten Bevölkerung davonzutragen. Ohne sie wäre der Sklave in die wildeste Hoffnungslosigkeit gezwungen«, ist Douglass überzeugt.** Er macht in religiösen Sklavenbesitzern die brutalsten Herrinnen und Herren

aus und verurteilt die Kirche, die sie trotz ihrer menschenverachtenden Überzeugungen als fromme Gläubige sieht. **»Ich stelle ohne Zögern fest, dass die Religion des Südens nichts als ein Deckmäntelchen für die horrendesten Verbrechen ist, eine Rechtfertigung für die abstoßendste Barbarei, eine Weihung für die hasserfülltesten Betrüger und ein dunkler Zufluchtsort, unter dem die dunkelsten, grauenhaftesten, abstoßendsten und höllischsten Taten von Sklavhaltern den stärksten Schutz finden.«**

Aus seiner Erfahrung, dass sein Drang nach Freiheit noch größer wurde, als sich seine Situation ein klein wenig verbesserte, leitet Douglass die Überzeugung ab: **»Um einen zufriedenen Sklaven zu schaffen, muss man einen gedankenlosen Sklaven schaffen. Man muss seine Moral und seine mentale Vision so weit wie nur möglich verdunkeln und das Denkvermögen ausschalten. Er darf keine Inkonsistenz in Sklaverei entdecken, er muss dazu gebracht werden zu fühlen, dass die Sklaverei richtig ist. Das kann nur geschehen, wenn er aufhört, ein Mensch zu sein.«** Jasmin Lörchner

Quelle Narrative of the Life of Frederick Douglass, an American Slave. Written by Himself
<https://docsouth.unc.edu/neh/douglass/douglass.html>



Karibik Obwohl Christiansted auf St. Croix zeitweilig Hauptstadt von Dänisch-Westindien war, gab es dort kaum mehr als Plantagen. 2020 hatte der Ort 1866 Einwohner.

auf sein Betreiben hin ein Gesetz, das den Sklavenhandel untersagte – als erstes Land überhaupt.

Allerdings war Schimmelmanns Weste nicht ganz so rein, wie es auf den ersten Blick scheint. Denn wenn es um die Plantagenwirtschaft und den Besitz von Versklavten ging, siegte der Sinn fürs Geschäft über die Politik.

Er vermehrte den Reichtum seiner Familie durch den Verkauf von Kolonialwaren, die durch Sklavenarbeit entstanden waren. Doch das focht den aufgeklärten Unternehmer nicht an. Gleich nach Übernahme der Firmengeschäfte investierte Schimmelman junior in drei Fahrten zur spanischen Kolonie Caracas, um Kolonialwaren günstig einzukaufen und sie mit hohen Gewinnen in Europa loszuschlagen.

Für seine Zuckerplantagen entwarf Schimmelman zwar Reformideen, die von aufklärerischen Gedanken beeinflusst waren. Sein wohl revolutionärster Gedanke war eine Gewinnbeteiligung der Versklavten. Die Arbeitskräfte müssten »einen Teil der Ernte oder des baren Überschusses erhalten. Es muß für sie und ihre Familie ein Genuß und Vorteil sein, wenn die Produktion zunimmt«.

Doch aus den Zeilen spricht unternehmerisches Kalkül: Motivierte Versklavte sollten Produktion und Gewinne steigern. Die Bildung, die Schimmelman seinen Versklavten angedeihen lassen wollte, sollte christlichen Vorstellungen entsprechen und ihre Muttersprache Kreolisch durch Dänisch ersetzen.

Schimmelmanns Reformentwurf zeigt, dass er tief im rassistischen Gedankengut seiner Zeit verhaftet war: Er wünschte, dass die Schwarzen »als Menschen betrachtet werden, welche das Schicksal in unsre Gewalt gebracht hat; die wir jedoch nur erhalten können, wenn solche in einer ihrem Zustande angemessenen Unterwürfigkeit bleiben und wenn sie uns durch ihre vorgeschriebene Arbeit die Mittel verschaffen, sie so zu ernähren, wie es mit den Früchten ihrer Arbeit und unsern dadurch bekommenen Kräften bestehen kann«.

Der Schritt, den Sklavenhandel zu verbieten, war ohnehin kein allzu gewagter: Das Geschäft mit Menschen war kaum noch profitabel. Die miserablen Transportbedingungen führten zu hohen Todeszahlen, Flucht und Revolten. Die Briten hatten bereits über ein Verbot des Handels nachgedacht, Dänemark preschte dann vor: 1792 beschloss man, dass der Handel mit Menschen ab 1803 verboten sein sollte.

Der Besitz von Versklavten jedoch blieb legal. Und so stieg die Zahl der Verschleppten nach 1792 erst einmal kräftig an. Besonders viele Frauen wurden nun Opfer: Sie sollten das Sklavereisystem künftig erhalten, indem sie Kinder bekamen, die wiederum geborene Sklaven sein sollten – ein Handel mit Menschen wäre dann nicht mehr nötig, so das Kalkül. Erst 1848 konnten die Versklavten auf den dänischen Jungferninseln ihre Freiheit erkämpfen. Schimmelman war da schon 17 Jahre tot.

Nach Dänemark verbot auch Großbritannien 1807 den Sklavenhandel, weitere Länder folgten. Bremen gab am 20. Februar 1837 das »Strafgesetz wider den Sklavenhandel« bekannt: »Der unter der Benennung Sklavenhandel begriffene Geschäftsbetrieb ist, nebst allen damit in Verbindung stehenden Gewerben, im Bremischen Freistaate, so wie überhaupt den Angehörigen desselben, verboten und wird als Verbrechen behandelt.« Jetzt drohten Zucht- haus und Geldbußen, der Verlust des Bürgerrechts und die Beschlagnahmung von Schiffen und Gütern.

Verstöße gegen diese Gesetze gab es allerdings immer wieder. Noch 1855 kaufte der Bremer Kaufmann Richard Fritze auf Kuba die Zucker- plantage »Buena Vista«. Er hatte im Handels- haus W. A. Fritze & Co seines Onkels Wilhelm August Fritze eine vierjährige Ausbildung gemacht. Ab 1843 wurde er auf Kuba in die Zuckergeschäfte eingeführt, 1849 gründete er mit Verwandten das Handelshaus R. Fritze & Co als Kommanditgesellschaft auf Kuba.

Nach dem Kauf von »Buena Vista« stellte Fritze fest, dass es nicht genug Versklavte gab, um die Plantage gewinnbringend zu bewirtschaften. Im Juni 1856 schrieb er an einen Verwandten, dass sich gerade 42 Sklaven im Krankenlager befänden. Die Arbeitsbedingungen auf »Buena Vista« zu hinterfragen kam Fritze nicht in den Sinn. Stattdessen schloss er eine Versicherung für seine Sklaven ab, um sich gegen Gewinnausfälle zu schützen.

Ein halbes Jahr später kaufte Fritze über einen Mittels- mann 190 Sklaven. Sie waren aus Afrika verschleppt und illegal nach Kuba geschmuggelt worden. Fritze holte sie persönlich aus ihrem Versteck auf einem Pferdehof ab – und verstieß damit gegen das Bremische Strafgesetz.

Doch der Bremer Kaufmann wurde nie zur Rechen- schaft gezogen: Er hielt den Sklavenkauf geheim und konnte sich auf das Stillschweigen mächtiger Gleichge- sinnter verlassen. Sein Freund Friedrich Alexander Alfred Büsing, Kaufmann und seit 1853 bremischer Konsul in Havanna, folgte in seinen Berichten an den Bremer Senat der offiziellen Linie: »Der Sklavenhandel mit Africa wird nun gewissenhaft, laut eingegangenen Tractat mit dem engl Gouvernment unterdrückt, welches indessen nicht verhindert, dass noch mitunter Expeditionen ankomen...« Kein Wort davon, dass besagte Expeditionen Ar- beitskräfte für bremische Kaufleute wie Fritze heran- schafften.

Gewissensbisse plagten Fritze nicht. Einem Verwand- ten schrieb er, dass er sich für einen ebenso guten Christen halte wie die meisten derjenigen, die den Menschen- handel verurteilten: »In dem Handel mit Sklaven sehe ich keine Schlechtigkeit, die Religion verbietet Sklaven- handel nicht.«

Schon 1858 stieß Fritzes Firma die Zuckerplantage »Buena Vista« wieder ab. Ankauf und Sanierung waren offenbar von vorneherein als schnelles Investment ge- plant gewesen – Profit auf dem Rücken versklavter Frau- en, Männer und Kinder.



Ausbeutung Auf den Zuckerplantagen – wie hier die »Bethlehem«-Plantage auf St. Croix – mussten Frauen genauso hart arbeiten wie Männer (Foto von 1941).

Kompendium Deutsche und die Sklaverei: Täter und Akteure (4)



Plantagenbesitzer

Johan Cesar Godeffroy

* 1. Juli 1813 in Hamburg
† 9. Februar 1885 in Döckenhuden

WAS MACHT IHN ZUM TÄTER?

Die Familie Godeffroy hatte seit dem späten 17. Jahrhundert von Frankreich aus Geschäfte im transatlantischen Handel gemacht. Richtig groß wurden diese aber erst nach ihrer Ansiedlung 1737 in Hamburg: Von dort etablierten die Godeffroys Verbindungen in die Karibik und nach Südamerika. Die Ausweitung des Geschäfts gelang, weil Onkel Isaac der Familie 1757 den Erlös aus dem Verkauf einer Plantage und ihrer Sklaven in Surinam vererbte. Das üppige Startkapital wuchs

über die Generationen, Johan Cesar Godeffroy gelang die Globalisierung der Geschäfte: Ab 1857 unterhielten seine Firmen, zu denen schon seit 1847 die Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-AG (Hapag) gehörte, Dutzende von Plantagen auf pazifischen Inseln von Samoa bis Neuguinea. Arbeitskräfte fand er per »Blackbirding« vor Ort: Mit Täuschungen, Drohungen und Gewalt zwang man Menschen zur Arbeit auf

den Plantagen. War das Sklaverei? Formal nicht, doch die Menschen arbeiteten weitgehend rechtlos für Hungerlöhne. Zugleich beanspruchte Godeffroy für sich ein Handelsmonopol für alle Waren. Überzogene Zinsen für Rechnungen und Darlehen sorgten dafür, dass die lokale Wirtschaft ganzer Inseln in totale Abhängigkeit geriet – Godeffroy hatte sie faktisch zu »Kolonien« seiner Unternehmen gemacht.

WIE SIEHT MAN IHN HEUTE?

Godeffroy hatte das Glück, dass ihn 1879 die Zahlungsunfähigkeit ereilte, bevor der deutsche Kolonialismus neue Tiefpunkte markierte: Es waren Nachfolgefirmae, die das Gros der späteren Zwangsarbeiter-Verschiffungen verschuldeten. An Godeffroy selbst erinnert man sich deshalb heute meist als Gründer sowie als Mäzen der naturwissenschaftlichen Forschung. Als begeisterter Sammler hatte er sich mit Artefakten aus der Südsee versorgen lassen – wohl preiswert.

Schicksalsorte



Menschenlager

Ab 1637 diente Cape Coast Castle als Sammelstelle für Versklavte vor dem Abtransport – eine von 35 solcher Festungen an der Küste Ghanas. Seit einigen Jahren sind sie Ziele für Afroamerikaner auf den Spuren ihrer Geschichte. 2009 besuchte der frisch gewählte US-Präsident Barack Obama den Ort, der heute Museum und Gedenkstätte ist.

Reise ohne Wiederkehr Die Häfen, in denen Versklavte einst verschifft wurden, die Städte, in denen sie ankamen, aber auch die Villen, die Profiteure der Sklaverei sich leisten konnten – Spuren der Sklaverei finden sich in Afrika, Nord- und Südamerika wie in Europa. All diese Stätten mahnen, die Grausamkeiten des Menschenhandels nicht zu vergessen.



Albtraum

Sansibar ist heute eine beliebte Destination für Touristen an Afrikas Ostküste. Doch über Jahrhunderte war die Insel der wichtigste Umschlagplatz im Sklavenhandel mit Arabien und dem östlichen Mittelmeer, erst 1873 wurde der Sklavenmarkt von Stone Town geschlossen. Ein Mahnmal erinnert heute daran.



Koloniales Erbe

Die Altstadt von Salvador da Bahia, Brasilien, ist berühmt wegen ihrer bunten, prächtigen Kolonialbauten. »Pelourinho« nennt man den pittoresken Marktplatz, »Pranger«: Wo heute Touristen flanieren, stand einst ein Pfahl, an den man Versklavte band, um sie auszupeltschen. Jeder vierte Brasilianer hat afrikanische Wurzeln.

Ankunft in einer ungewissen Zukunft Geschätzt elf bis zwölf Millionen Afrikaner überlebten den Transport über den Atlantik. Die meisten von ihnen landeten auf den Plantagen Südamerikas und der Karibik, ein Drittel allein in der portugiesischen Kolonie Brasilien. Dort war Sklaverei bis 1888 erlaubt. In den USA schaffte man sie nach dem Bürgerkrieg 1865 ab.



Unrühmliche Tradition

Selbst US-Präsident Thomas Jefferson, aufgeklärter Hauptautor der Unabhängigkeitserklärung, besaß insgesamt wohl mehr als 600 Versklavte (hier sein Landgut Monticello auf seiner Plantage in Virginia). Der Streit über die Sklavenbefreiung zerriss die USA beinahe. Bis heute wirkt die Benachteiligung Schwarzer in den USA fort.

Die unsichtbaren Profiteure Es gab auch Sklaven in Europa, vor allem aber floss dorthin das Geld, das man mit ihnen verdiente – Erlöse aus dem Menschenhandel, aus dem Verkauf von Kolonialwaren und Rohstoffen. Es hat Afrika arm und Europa reich gemacht. Und noch immer liefert der »Süden« Rohstoffe für den Luxus des »Nordens« der Welt.



Ausgepresst

Die einst dampfbetriebene Zuckerrohrpresse stand auf einer Plantage der Karibikinsel Saint John. Aus Afrika verschleppte Versklavte schufteten in dänischen Diensten, um Rohrzucker zu erzeugen, der in europäischen Teetassen landete. Der Erlös aus dem Verkauf der Luxusware finanzierte wiederum den Sklavenkauf in Afrika.



Angesehen

Nichts mehrt den Wohlstand so, wie andere ohne echte Gegenleistung für sich arbeiten zu lassen. Der so generierte Reichtum finanzierte hochgeachteten Bürgern den kultivierten Auftritt. Was bleibt, ist die Erinnerung an mondäne Mäzene wie Johan C. Godeffroy (hier sein Landhaus in Hamburg). Sklaventreiber war er ja nur woanders.

»Ich habe Amerika gerächt«



Todesmutig
Im August 1791
schlugen
die Versklavten
zurück.

Revolte 1791 erhoben sich auf der Insel Hispaniola Sklaven gegen die Kolonialmacht Frankreich. Sie besiegten Napoleon, gründeten Haiti und inspirierten deutsche Intellektuelle. *Von Martin Pfaffenzeller*

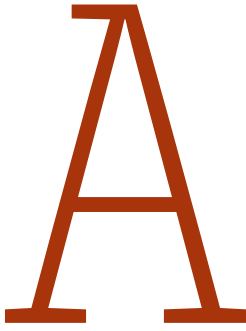


**»Schwarzer
Napoleon«**

Toussaint Louverture
war Vordenker
und Anführer der
Revolution (Porträt,
circa 1800).

J. Lith. de Delpech

Maurin



Aus allen Himmelsrichtungen strömten Hunderte schwarze Männer zu einer Plantage im Nordwesten der Karibikinsel Hispaniola. Ihr Treffpunkt an diesem 21. August 1791 war ein Wäldchen, das sie Bois Caïman nannten, Alligatorwald. Schon seit einiger Zeit bereiteten die Männer, fast alle Versklavte aus der Umgebung, eine Revolte vor. Ihr Zorn richtete sich gegen die meist französischen Sklavenhalter – der Westteil Hispaniolas hieß damals Saint-Domingue und war eine Kolonie Frankreichs.

Im Bois Caïman hielten Anführer der Versklavten ein religiöses Ritual ab. »Ein komplett schwarzes Schwein, umgeben von Fetischen und beladen mit einer Vielzahl bizarrer Opfertagen, wurde dem allmächtigen Geist der schwarzen Rasse geopfert«, heißt es im Bericht eines französischen Arztes, der Forschenden als glaubwürdigste Überlieferung gilt.

Dann tranken die Versklavten das Schweineblut und rissen dem Tier Borsten aus, um sie als Talismane zu verwenden und so unverwundbar zu werden. Historiker David Geggus von der Universität Florida vermutet, dass es sich um einen Bluteid handelte, eine Zeremonie, wie sie damals auch im Dahomey-Königreich in Westafrika praktiziert wurde, um Bündnisse zu besiegeln.

Offenbar erfüllte das Ritual seinen Zweck. Denn zwei Tage später begann eine der bedeutsamsten Revolten der Menschheitsgeschichte. Den Unterdrückten von Saint-Domingue sollte gelingen, was zuvor keine Sklavenbewegung geschafft hatte: gleich mehrere Kolonialmächte zu besiegen, die Freiheit zu erkämpfen und ihren eigenen Staat auszurufen. Der Name des Landes: Haiti.

Das Ereignis hatte Auswirkungen auf der ganzen Welt, das System der Sklaverei in Nordamerika und Europa geriet unter Druck. Und auch in deutschen Gelehrtenstuben fand die haitianische Revolution ihren Widerhall – vielleicht sogar als Inspiration für eine einflussreiche Passage im Werk des Philosophen Georg Wilhelm Friedrich Hegel.

Bereits 1697 hatte die französische Krone Saint-Domingue von den Spaniern übernommen. Im tropischen Klima wuchs Zuckerrohr, der Rohstoff für eine begehrte Luxusware. Bald exportierte die Kolonie so viel Zucker wie Kuba, Jamaika und Brasilien zusammen. Auch die Hälfte des weltweit verschifften Kaffees kam von hier.

In Frankreich bauten Werftarbeiter Schiffe, verarbeiteten Weber Baumwolle, verkauften Krämer Zucker, pro-

duzierten Bauern Korn, Wein und Pökelfleisch für die Überseebesitzung. Rund vier Millionen Französischen und Franzosen hingen Ende des 18. Jahrhunderts vom Kolonialhandel ab – bei damals 28 Millionen Einwohnern. Leidtragende waren die versklavten Frauen und Männer in der Karibik. Die Kolonisten verschifften jährlich Zehntausende Menschen aus Westafrika nach Saint-Domingue. Akten dokumentieren, wie brutal die Plantagenbesitzer vorgingen: Angeblich faule oder aufmüpfige Sklaven peitschten sie aus, hackten ihnen Geschlechtsteile ab oder verbrannten sie lebendig. Manche Sklavenhalter wussten jedoch, dass ihre Autorität fragil war. Gerade einmal 30 000 weiße Franzosen standen einer halben Million Sklaven gegenüber. Jahre vor der Revolte hatte ein Kolonist notiert, dass die Sklavenhalter »über Pulverfässern« wandelten.

Der Funke, der die Explosion auslöste, zündete auf der anderen Seite des Atlantiks. Im Sommer 1789 erhoben sich in Paris die Bürger und stürmten das Gefängnis Bastille – der erste Triumph der Französischen Revolution. Wenig später verteilten Seeleute in den Hafenstädten von Saint-Domingue revolutionäre Flugblätter. Die weißen Kolonisten sahen die Revolution als Chance, Handelsbeschränkungen und Zölle abzuschütteln. Dazu vertrieben sie den königlichen Intendanten von der Insel und gründeten eine Kolonialversammlung. Kandidieren und wählen durften nur Männer, die Land besaßen und nach strengen Rassengesetzen als weiß galten: Wer auch nur ein schwarzes Ururururgroßelternstück hatte, wurde ausgeschlossen.

Das Regelwerk verärgerte die neben Versklavten und Weißen dritte große Gruppe in der Kolonie: die 30 000 Affranchis (vom Französischen *affranchissement*, auf Deutsch: Befreiung), teils Kinder von Franzosen und afrikanischen Sklavinnen, teils freigelassene Sklaven, die Beruf und Wohnort frei wählen konnten. Ein paar Hundert hatten es zu Wohlstand gebracht, besaßen Plantagen und Sklaven, hatten teils in Frankreich studiert. Nun pochten sie auf das Gleichheitsideal der Revolution und forderten Mitbestimmung ein.

Die Weißen wollten davon aber nichts hören. Sie fanden sich in einer Miliz zusammen, nahmen die Anführer der Affranchis gefangen, banden sie aufs Rad und stellten ihre verstümmelten Leichen auf Pfählen aus. Die Klasse der Landbesitzer war gespalten.

Auch die Versklavten im Norden der Kolonie, in der Ebene um die Stadt Cap-Français (später Cap-Haïtien), wo der Bois Caïman lag, verfolgten die Entwicklungen in Europa. Die Region zählte gut 250 Fabriken, in denen Arbeiter im Schichtdienst Zuckerrohrsaft zu Kristallen verarbeiteten. Zur Erntezeit stieg Tag und Nacht Rauch aus den Schloten. Nun beschlossen die Unfreien, sich gegen ihre Unterdrückung zu wehren.

»Die Sklaven waren einem modernen Proletariat näher als jede andere Gruppe von Arbeitern, die es zu dieser Zeit gab«, schreibt der auf Trinidad geborene Historiker C. L. R. James in seiner 1938 erschienenen Studie »Black Jacobins«. Ihren Aufstand nennt er eine »gründlich vorbereitete Massenbewegung«.



In Flammen Die Aufständischen legten Feuer und töteten die Besitzer (Darstellung von 1795). Auf der Insel Hispaniola existieren heute zwei Staaten: Haiti im Westen und die Dominikanische Republik im Osten.

In den frühen Morgenstunden des 23. August, zwei Tage nach der Zeremonie im Bois Caïman, stürmte ein Trupp der Rebellen eine Plantage, zerhackte die weißen Besitzer mit Macheten und setzte die Zuckerfabrik in Brand. Dann zog die Gruppe zum nächsten Gut und wiederholte das Massaker, bis alle Plantagen auf der Nordebene in Flammen standen. Die Weißen, die entkommen waren, sammelten sich in der Stadt Cap-Français und verschanzten sich.

Obwohl sich innerhalb weniger Wochen bis zu 80 000 Versklavte dem Aufstand anschlossen, konnten sie die Stadt nicht einnehmen. Im Gegenteil fanden sich die Weißen nun zu einer Armee zusammen und setzten dank ihrer besseren Waffen den Rebellen zu. Bald zogen sich die Sklaven in die umliegenden, dicht bewaldeten Hügelketten zurück und führten einen Guerillakrieg.

In der Geschichtswissenschaft gilt es heute als überholt, historische Entwicklungen am Handeln einzelner Personen festzumachen. Lieber widmen sich Forschende Strukturen oder der Perspektive »von unten«.

Im Falle der haitianischen Revolution aber, so argumentiert der britisch-mauritische Historiker Sudhir Hazareesingh in seinem 2022 auf Deutsch erschienenen Buch »Black Spartacus« (C. H. Beck, 34,95 Euro), komme man nicht umhin, die individuelle Leistung eines Mannes hervorzuheben: François-Dominique Toussaint, bei Be-

ginn des Aufstands etwa 40 Jahre alt, klein gewachsen, die Ohrläppchen von Ohrringen ausgeleiert, besser bekannt unter seinem Kampfnamen Toussaint Louverture (im Deutschen heißt l'ouverture »die Eröffnung«).

Sein Großvater war vermutlich Provinzverwalter in einem westafrikanischen Königreich gewesen, seine Eltern waren versklavt und nach Saint-Domingue verschleppt worden. In seiner Jugend hütete Toussaint Tiere und fuhr die Kutsche seines Herrn, bis der ihn freiließ. Zeitweise pachtete er eine Kaffeeplantage und besaß selbst einen Sklaven, wie ein Archivfund nahelegt.

Trotzdem machte sich Toussaint nicht mit den Partikularinteressen der Affranchis gemein, sondern setzte sich für die Gleichstellung aller Menschen in der Kolonie ein. Mit einigen Anführern des Aufstands war er befreundet, vermutlich war er früh in die Verschwörung der Sklaven involviert.

Toussaint, der lesen und schreiben konnte, wirkte in diesen ersten Monaten der Revolution vor allem als Ideologe. Laut Biograf Hazareesingh war er höchstwahrscheinlich der Verfasser eines Briefes, den die Rebellen an die Kolonialverwaltung richteten. Das Schreiben prangert die Doppelmoral der französischen Revolution an: Wie war es möglich, dass die Weißen »Freiheit, Eigentum, Sicherheit und Widerstand gegen Unterdrückung« propagierten, diese Rechte aber den Schwarzen in der Kolonie vorenthielten?



Scheinbar übermächtig Frankreich versuchte mit Gewalt, den Aufstand der Unterdrückten niederzuschlagen – und war am Ende erfolglos (Illustration von 1805).

Wenig später zeigte Toussaint auch seine Talente als Heerführer und Politiker. Mit seinem Trupp, der im Grenzland zwischen Saint-Domingue und der benachbarten spanischen Kolonie (in etwa die heutige Dominikanische Republik) operierte, griff er die Franzosen immer wieder überraschend an. Bis 1793 stieg er zum Anführer der Rebellen auf und bewies danach großes Geschick darin, den Aufstand trotz einiger Rückschläge am Leben zu halten.

Dabei half ihm sicher auch, dass er sich gleichermaßen mit den westafrikanischen Bräuchen wie dem Katholizismus verbunden sah. Beides verschmolz allmählich mit kongolesischen und indigen-karibischen Einflüssen zum Vodou-Kult (englisch: Voodoo) und gab der Revolution eine gemeinsame Identität – US-Historiker Geggus vermutet, dass »der Ruf des Vodou als einheitsstiftende Kraft« seinen Anfang im Bois Caïman genommen hatte.

Versiert spielte Toussaint die Kolonialmächte gegeneinander aus, die gleichzeitig Krieg in Europa führten. Zeitweise verbündete er sich mit Spanien und Großbritannien gegen die französischen Kolonisten. Als die

Pariser Nationalversammlung 1794 die Sklaverei abschaffte und alle Versklavten zu französischen Staatsbürgern erklärte, wechselte er die Fronten. Seine Briefe unterschrieb er mit »Diener der Republik«.

In den folgenden Jahren besiegte seine Armee aus Ex-Sklaven britische und spanische Kolonialtruppen, eroberte zeitweise sogar den vormals spanischen Ostteil Hispaniolas. Die Revolte schien ihre politischen Ziele erreicht zu haben: Auf der ganzen Insel herrschte Frieden, und alle Menschen waren zumindest formal frei.

Im Juli 1801 ließ Toussaint eine fortschrittliche Verfassung erarbeiten. Artikel 3 legte fest, dass die Sklaverei »für immer« abgeschafft war und alle Bürger »frei und als Franzosen« geboren wurden, lebten und starben. Zugleich ernannte das Dokument ihn selbst zum Generalgouverneur auf Lebenszeit und sprach ihm das Recht zu, seinen Nachfolger zu bestimmen. Die Kolonie sollte weitgehend autonom von Frankreich sein.

Dort aber war die Revolution längst gescheitert. Seit November 1799 herrschte in Paris ein Diktator, der wenig Verständnis für die Freiheitsliebe der Schwarzen von Saint-Domingue aufbrachte und die Kolonie wieder unter Kontrolle bringen wollte: Napoleon Bonaparte.

Zu Beginn des Jahres 1802 tauchte eine Armada vor der Küste Saint-Domingues auf. »Ganz Frankreich ist gekommen«, kommentierte Toussaint, als er die Segel am Horizont erblickte. Die Schiffe brachten 20 000 Soldaten, in den folgenden Monaten sollten weitere 60 000 Männer kommen. Toussaint befahl seinen damals etwa 23 000 Soldaten, die

Küstenstädte zu verwüsten und sich in die Berge zurückzuziehen. »In der Regenzeit werden wir unsere Feinde los«, schrieb er mit Hoffnung auf das Gelbfieber, das zuvor schon den britischen Truppen stark zugesetzt hatte. Bis dahin blieben nur »Zerstörung und Feuer«.

Bald aber desertierten viele Offiziere der Ex-Sklaven angesichts der feindlichen Übermacht. Im Mai 1802 sah sich Toussaint gezwungen, einem Friedensvertrag zuzustimmen und sich auf eine Farm zurückzuziehen.

Wenig später verriet ihn sein Gefolgsmann Jean-Jacques Dessalines, der seit den Anfangstagen der Revolte an seiner Seite gekämpft hatte und zum General aufgestiegen war. Die Franzosen nahmen Toussaint fest und deportierten ihn nach Europa, wo er im Kerker einer Alpenfestung starb.

Der Kampf der Unterdrückten auf der Insel aber war noch nicht vorbei. In Saint-Domingue sprach sich herum, dass die Franzosen in Martinique, Guadeloupe und Guyana die Sklaverei wieder eingeführt hatten – was kleinere, unkoordinierte Aufstände auslöste. Auch Dessalines diente sich nur zum Schein der Herrschaft Napoleons an. Mit

seiner Denunziation Toussaints hatte er sich vermutlich bloß seines Konkurrenten um die Macht in einem künftigen freien Saint-Domingue entledigen wollen.

Im Sommer 1803 bewahrheitete sich die Prophezeiung seines Mentors: Das Gelbfieber raffte Tausende französische Soldaten dahin, sodass Napoleons Armee auf 4000 einsatzfähige Männer schrumpfte. Im Herbst wechselte Dessalines unvermittelt die Seiten und griff die Franzosen an.

Nun begann ein brutaler Krieg: Die Franzosen warfen Gefangene gefesselt zum Ertrinken ins Meer oder vergast sie in den Laderäumen ihrer Schiffe mit Schwefeldioxid. Dessalines ließ weiße Frauen und Kinder abschlachten und Körperteile am Wegesrand drapieren.

Die Armee der Ex-Sklaven profitierte davon, dass Großbritannien Napoleon wieder den Krieg erklärte und eine Seeblockade verhängte: Die Franzosen in Saint-Domingue waren von Verstärkung und Nachschub abgeschnitten. Bald mussten Napoleons Truppen kapitulieren und von der Insel flüchten.

Am ersten Tag des Jahres 1804 trat Dessalines in der Küstenstadt Gonaïves vor eine Menschenmenge und ließ eine Unabhängigkeitserklärung verlesen. Saint-Domingue sollte fortan keine Kolonie mehr sein, sondern ein eigener Staat mit neuem Namen: Haiti – so hatten einst die indigenen Taïno die Insel Hispaniola genannt, bevor sie von den Europäern fast vollständig ausgerottet wurden. Die



Kurzer Triumph Nach der Absetzung Toussaint Louvetures ließ sich Jean-Jacques Dessalines (r.) 1804 zum Kaiser von Haiti krönen – und wurde 1806 ermordet. Erster Präsident der Republik Haiti wurde stattdessen Alexandre Sabès Pétion (l.).

Flagge war blau-rot: eine französische Trikolore, aus der man den weißen Streifen gerissen hatte.

Wenige Wochen später ließ Dessalines in den Städten Jérémie, Port-au-Prince und Cap-Haïtien Tausende weiße Menschen ermorden. Verschont wurden einige Ärzte, Priester und ausländische Händler sowie Franzosen, die für die Ideale der Revolution eingestanden waren. In einer Proklamation nach den Massakern erhob sich Dessalines zum Sprecher für alle Unterdrückten in der Neuen Welt: »Ich habe Amerika gerächt.«

Der zwölfjährige Revolutionskrieg hatte das Land verwüstet und schätzungsweise 300 000 Menschen das Leben gekostet – mehr als die Hälfte der Bevölkerung. Felder lagen brach, Zuckerfabriken in Trümmern. Viele Familien hungerten.

Die Europäer und die USA verstärkten die Not, indem sie Haiti vom Handel abschnitten. Frankreich erkannte das Land nur unter der Bedingung an, dass es die geflüchteten Plantagenbesitzer mit 90 Millionen Francs entschädigte: Die Zahlungen belasteten den Staatshaushalt mehr als 100 Jahre lang. Aber auch Korruption, Militärausgaben und Verschwendungslust der Elite lähmten die Wirtschaft.

Rassisten und Befürwortern der Sklaverei galt Haiti als Paradebeispiel für die Gefahren der Befreiung. US-Präsident Thomas Jefferson beispielsweise verunglimpfte die Rebellen als »Kannibalen«.

Andere Zeitgenossen aber faszinierte der Freiheitswille der Unterdrückten in Haiti. Im britischen Jamaika sangen Sklaven bald Lieder über den Aufstand ihrer Brüder und Schwestern. Den Abolitionisten in England und den USA gab der Aufstand neuen Mut.

Das liberale Londoner Blatt »Annual Register« bezeichnete Toussaint 1802 als »wichtigste öffentliche Person des Jahres und einen großen Mann«. So trug die Revolution von Haiti dazu bei, dass Großbritannien 1807 das Geschäft mit Sklaven untersagte und den Transatlantikhandel einschränkte.

Auch in deutschsprachigen Ländern fand die Kunde aus der Karibik Widerhall. Der Naturforscher Alexander von Humboldt bezeichnete die Revolte zwar als »blutige Katastrophe« und »großen Schiffbruch«. Doch zugleich setzte er Hoffnung in Haiti als möglichen Kern einer zukünftigen »Afrikanischen Konföderation der Freien Staaten der Antillen«.

Die Zeitschrift »Minerva« berichtete ausführlich. Ein Leser war der Philosoph Georg Wilhelm Friedrich Hegel, der damals seine »Phänomenologie des Geistes« verfasste. Die US-Ideengeschichtlerin Susan Buck-Morss vermutet, dass die Artikel Hegel zu seinen Überlegungen über Herrschaft und Knechtschaft inspirierten – die später unter anderem Karl Marx beeinflussen sollten.

Auch wenn Buck-Morss' These spekulativ ist, gibt es doch erstaunliche Parallelen. Der entscheidende Moment bei Hegel ist, wenn der Knecht sich entschließt, lieber zu sterben, als in Unterwerfung zu verharren. So wie die Versklavten von Saint-Domingue an jenem Augusttag 1791 bei ihrem Bluteid im Bois Caïman.





Bewusstseinswandel

Kann man einen ermordeten Menschen als verdorbene Ware verbuchen? Um diese Frage drehte sich 1783 ein Prozess, der zum Skandal wurde.

Über Bord entsorgt

Kaltblütiger Mord Die Geschichte der »Zong« inspirierte 1840 den Maler William Turner. Das absichtliche Ertränken von Menschen symbolisierte für ihn die Grausamkeiten der Sklaverei.

E

Ende November 1781 meldete der Ausguck Land. Doch Kapitän Luke Collingwood war schwer erkrankt. An seiner Stelle hatte die unerfahrene Crew die Navigation des Schiffes übernommen. Einer von ihnen befand: Die Insel, die das Sklavenschiff passierte, könne nicht Jamaika sein und sei sicher Hispaniola. Also hielt die »Zong« Kurs Richtung Westen, ein strammer Wind trug sie schnell 480 Kilometer weiter.

Dann wurde der Besatzung klar: Das gesichtete Land war doch Jamaika, das designierte Ziel ihrer Fahrt. Mehr als zehn Tage, schätzten die Seeleute, würde es dauern, um gegen den Wind zurückzukreuzen. Doch an Bord gab es nur noch Trinkwasser für vier Tage.

Was folgte, war ein kaltblütiger Massenmord auf Basis betriebswirtschaftlicher Erwägungen. Unter Deck waren noch 397 Sklaven eingepfercht, 62 weitere waren schon während der Fahrt gestorben. Am 29. November warf die Besatzung, angeblich nach einstimmig gefälltem Beschluss, 54 Frauen und Kinder über Bord, um die Zahl



Selbstbewusstsein Ab Mitte des 18. Jahrhunderts engagierten sich in England befreite Ex-Sklaven für ein Ende der Sklaverei (Porträt eines unbekanntes Mannes, circa 1780).

der Trinker zu reduzieren. Am Tag darauf folgten ihnen 42 der – auf dem Sklavenmarkt wertvolleren – Männer.

Kurz danach begann es zu regnen, die Trinkwassertonnen füllten sich. Doch die Besatzung blieb bei ihrem Beschluss, weitere 36 Männer wurden ermordet. Zehn Sklaven sprangen in einem letzten Akt der Auflehnung freiwillig über Bord und ertranken. Als die »Zong« ihr Ziel erreichte, hatte sie 1900 Liter Trinkwasser übrig, genug für elf Tage. Die überlebenden Sklaven wurden für 36 Dollar pro Kopf verkauft. Geschichte schrieb der Fall – sicher nicht der einzige seiner Art – nur wegen seines Nachspiels.

Eigner der »Zong« war ein vom Liverpoolscher Sklavenhändler William Gregson (1721 bis 1800) geführtes Kaufmannssyndikat. Zwischen 1744 und 1789, als er sich zur Ruhe setzte, schickte Gregson 152 Schiffe mit 58 201 Sklaven über den Atlantik. Er war ein Selfmademan und nicht gewillt, Verluste einfach hinzunehmen: Wozu hatte er eine Versicherung abgeschlossen?

1783 meldete er seine Ansprüche an: 30 Dollar Schadensersatz für jedes »verdorbene« Stück seiner Ware. Als die Versicherung sich weigerte, ging er am 6. März 1783 vor Gericht. Er gewann: Der Richter urteilte, Sklaven seien Fracht und wie Stückgut zu bewerten. Sie über Bord zu werfen sei ähnlich, wie Pferde zu ertränken.

Zu den Menschen, die dieses Urteil zutiefst empörte, gehörte Olaudah Equiano, ein ehemaliger Sklave, der in England lebte und die Abolitionisten-Organisation »Sons of Africa« begründet hatte. Er erzählte dem bekannten Sklavereikritiker Grenville Sharp von dem Fall, und der nutzte seine Verbindungen. Die britische Presse begann zu berichten, und das zynische Urteil wurde erst national, dann international zum Stoff öffentlicher Debatten: Konnte und sollte man Menschen behandeln wie Ladung? Durfte man sie töten, um Schadensersatz zu kassieren?

Das Gericht nahm auf Basis angeblich neuer Beweise sein Urteil zurück, Gregson ging leer aus, wenn auch aus wiederum zynischen Gründen: Der Regen auf See habe die Notlage ja behoben. Der Schaden der »Zong« sei also selbst verschuldet, urteilte der Richter. Doch das Thema war nun in der Welt.

Das »Zong«-Massaker befeuerte die auflebende Abolitionismus-Debatte (auf Deutsch heißt »abolition« Abschaffung) und stellte den Sklavenhandel an sich infrage. Vier Jahre später entstand die Abolitionisten-Vereinigung »Society for Effecting the Abolition of the Slave Trade«. Bereits im Jahr darauf erwirkte sie mit dem britischen »Slave Trade Act« eine erste, zumindest mildernde Regulierung des Sklavenhandels. Bis zum kompletten Verbot des Menschenhandels im Jahr 1807 sollte es aber noch 19 Jahre dauern.

Nicht nur für Großbritanniens Abolitionisten wurde das »Zong«-Massaker zu einem der wichtigsten Argumente. Als der Maler William Turner 1840 mit »The Slave Ship« rückblickend den Horror des Sklavenhandels visualisierte, ließ er sich von der Geschichte der »Zong« inspirieren. Das titelgebende Sklavenschiff sieht man nur im Bildhintergrund. Vorn recken sich Hände mit Fesseln aus dem wilden Wasser. Und ein Bein ist zu sehen, an dem schon Fische nagen.

Frank Patalong

Kompendium

Deutsche und die Sklaverei: Täter und Akteure (5)



Finanziers

Die Barings Bank

WAS MACHT SIE ZUR TÄTERIN?

Die Barings Bank investierte in den atlantischen Sklavenhandel und handelte mit Zucker und Baumwolle, deren Produktion auf Sklavenarbeit basierte. Der Bremer Kaufmann Johann Baring emigrierte 1717 ins englische Exeter und wurde dort als Wollhändler wohlhabend. Seine Söhne John und Francis gründeten die Bank in London und waren umtriebig: Während John sich ins Parlament wählen ließ, führte Francis einige Jahre die East India Company an, jene mächtige Aktiengesellschaft, die Indien kolonisierte.

Gründung 1762,
Insolvenz und Übernahme 1995

Später bewegte sich auch die Bank der Brüder auf internationalem Parkett: Sie wickelte den Verkauf der französischen Kolonie Louisiana an die Vereinigten Staaten ab, vergab gigantische Kriegskredite und investierte massiv in den globalen Handel mit Sklaven und Baumwolle. Allein im Jahr 1839 führten sie gut 100 000 Ballen ein, das Produkt der Arbeit von mindestens 70 000 Sklaven. Alexander Baring, der wie sein

Vater Francis in den englischen Adelsstand erhoben wurde, wehrte sich vehement gegen ein Verbot der Sklaverei: Eigentlich, so führte er im House of Commons 1823 aus, ginge es den Sklaven doch besser als einem Gros der europäischen Landbevölkerung. Letztlich musste aber auch er die Sklaven auf seinen karibischen Ländereien in die Freiheit entlassen – bekam dafür jedoch eine staatliche Entschädigung.

WIE SIEHT MAN SIE HEUTE?

Nach betrügerischen Spekulationen eines Mitarbeiters ging die Bank 1995 spektakulär pleite. Sie wurde für den Spottpreis von einem Pfund ans niederländische Finanzinstitut ING verkauft. Teile der Baring Asset Management gingen 2005 an den US-Konzern MassMutual. Der Skandal um die Firmenpleite machte Schlagzeilen, die Geschäftstätigkeiten der deutsch-englischen Familie, die im 19. Jahrhundert vom Sklavenhandel profitierte, sind dagegen bis heute weitgehend unbekannt.

Augen zu und weiter so



Rebellion Die Versklavten im südamerikanischen Surinam erhoben sich im 18. Jahrhundert immer wieder gegen ihre Unterdrücker. Unter den Söldnern, die sie bekämpften, waren zahlreiche Deutsche (Buchillustration von 1806).

Abolitionismus

Wer den Menschenhandel ablehnte, hatte es in Deutschland schwer. Denn lange sah man Sklaverei nur als ein Problem der anderen. *Von Sarah Lentz*



Was Ernst Conrad Noltemeyer im Dezember 1788 im »Hannoverschen Magazin« zu lesen bekam, muss ihm übel aufgestoßen sein. Gleich in drei aufeinanderfolgenden Ausgaben wurde die Sklaverei mit starken Worten verurteilt. So hieß es dort unter anderem, Versklavte würden »Tag und Nacht gequälet unter das Vieh herab gesetzt, bis aufs Blut zur Arbeit angehalten«, und »Ungeheuer von Pflanzern« würden »auch nicht die mindeste Rücksicht auf Menschlichkeit nehmen«.

Der Hannoveraner Noltemeyer war empört – nur aus anderem Grund, als man erwartet: Er griff zur Feder, um zu einer umfassenden Verteidigung des atlantischen Sklavereisystems auszuholen. Seine Ausführungen wurden im Folgejahr in zwei Artikeln im »Hannoverschen Magazin« abgedruckt. Doch wieso brachte der besagte Artikel Noltemeyer derart auf die Palme? Warum verteidigte er die Sklaverei?

Weil ihn das Thema direkt betraf: Er hatte etwa 20 Jahre seines Lebens in der niederländischen Kolonie Surinam im Norden Südamerikas verbracht, die ihren Wohlstand der Sklavenarbeit verdankte. So wie auch Noltemeyer, der dort zunächst als Soldat an Expeditionen gegen entlaufene Versklavte teilgenommen hatte. Im Anschluss hatte er mehr als 16 Jahre lang zunächst als Aufseher und später als Plantagendirektor die Arbeit Hunderter Sklaven überwacht.

Seiner langjährigen Tätigkeit in der Versklavtenwirtschaft schämte sich Noltemeyer keineswegs. Vielmehr betonte er in seinen Artikeln selbstbewusst, dass er als »Augenzeuge« am besten wisse, dass die Behandlung der Versklavten weitaus besser sei, »als man hier gewöhnlich glaubt«. Zwar gab er zu, dass es für Außenstehende vielleicht »etwas auffällig« sei, dass Versklavte auf den Fel-

dern mit der Peitsche »geprügelt« würden. Er verteidigte dies jedoch als notwendig und behauptete, dass die versklavte Bevölkerung »mit ihrem Zustande äußerst zufrieden« sei und »in Friede und Ruhe leben« könne.

Während die deutschsprachigen Territorien keine eigenen auf der Arbeit von Versklavten basierenden Kolonien besaßen, haben Historikerinnen und Historiker in den vergangenen Jahren zunehmend nachgewiesen, dass Teile der hiesigen Bevölkerung dennoch von Sklaverei und Versklavtenhandel profitierten. Früh wurden dabei vor allem Kaufleute oder auch Plantagenbesitzerinnen und -besitzer in den Blick genommen. Einfache Arbeiter wie Noltemeyer, die als kleine Rädchen das Getriebe des atlantischen Sklavereikomplexes am Laufen hielten, rücken jedoch erst jetzt stärker in den Fokus.

Um zu einem Verständnis des Ausmaßes der deutschen Verstrickung in die Sklaverei sowie der damit einhergehenden Rückwirkungen auf den deutschen Raum zu kommen, sind diese mobilen Arbeitskräfte jedoch zentral. Schließlich kehrten Jahr für Jahr zahlreiche solcher einfachen Arbeiter nach Mitteleuropa zurück, nachdem sie sich zumindest zeitweise am Versklavtenhandel oder der Sklaverei selbst bereichert hatten.

Neben den Plantagen in der neuen Welt bildeten insbesondere europäische Sklavenhandelsschiffe einen wichtigen Arbeitsplatz für diese deutschsprachigen Arbeitskräfte. Dies legt zumindest eine aktuelle Auswertung der Mannschaftslisten der Middelburgschen Commerce Compagnie nahe, der wichtigsten niederländischen Versklavtenhandelskompanie im 18. Jahrhundert. Knapp 20 Prozent der Mannschaftsmitglieder ihrer Sklavenschiffe waren deutschsprachig – nach Niederländern bildeten sie die größte Gruppe an Bord. Das Herkunftsgebiet dieser mehr als 700 deutschsprachigen Seeleute, Wundärzte, Köche, Zimmermänner und Schmiede, die an der Verschiffung von 31 000 versklavten Frauen, Männern und Kindern Anteil hatten, beschränkte sich keineswegs auf die deutschen Küstengebiete, sondern reichte bis in die deutschsprachige Schweiz. Sie müssen daheim erzählt haben, was sie in der Ferne erlebten.

Doch das spiegelte sich weder in der zeitgenössischen Gesetzgebung noch im öffentlichen Diskurs wider. So war Preußen 1857 eines der letzten europäischen Länder, die die Sklaverei auf eigenem Boden verboten. Auch internationalen Verträgen, die das Ende des Versklavtenhandels zum Ziel hatten, traten die deutschen Mächte in den 1830er- und 1840er-Jahren nur zögerlich bei. Immer

mit der Begründung, dass diese für ihre Territorien ohnehin keine Bedeutung hätten, da man in Sklaverei und Versklavtenhandel nicht involviert sei.

Diese Einschätzung einer deutschen Nichtbeteiligung spiegelte sich auch in der öffentlichen Wahrnehmung wider. Beispielhaft zeigt das der Zeitungsredakteur Ignaz Kuranda, der den Beitritt des Deutschen Bundes zu einem solchen Abkommen im Jahre 1845 sarkastisch kommentierte: »Welches Mitleid erregten nicht die armen Schwarzen, die in den heißesten Decembertagen unserer südlichen Zone der Zuckerplantagen auf der Lüneburger Haide bebauen müssen! ... Das Dringendste ist geschehen.« Fortan werde in Deutschland der »schändliche« Handel mit Menschen, »diese große Schwäche unserer Nation, nicht mehr Statt finden«. Die Bedeutung solcher Gesetze wurde also öffentlich in Zweifel gezogen. Die deutschsprachige Debatte über die Rechtmäßigkeit der Versklavtenwirtschaft war von der Überzeugung geprägt, dass sich der »Teutsche ohnehin nie mit dem ... Sklavenhandel beflekt« habe.

Doch wieso nahmen so viele Zeitgenossen nicht wahr, dass dies für eine große Zahl Deutscher nicht stimmte? In der Forschung ist verschiedentlich die These geäußert worden, dass eine solche Mitwirkung abseits der Öffentlichkeit stattgefunden habe. So hätten in den Versklavtenhandel verwickelte deutschstämmige Seeleute beispielsweise »aus Scham geschwiegen«. Tatsächlich mehren sich aktuell

jedoch Belege dafür, dass das Wissen über die deutsche Rolle durchaus auf unterschiedlichen Ebenen zirkulierte.

Zunächst einmal spiegelte es sich unleugbar in der konkreten Präsenz einer nicht zu unterschätzenden Anzahl von freien, aber auch versklavten schwarzen Menschen, die oftmals genau von solchen Rückkehrern wie Noltemeyer in den deutschen Raum verschleppt worden waren. Der Ex-Plantagendirektor war auch bei Weitem nicht der einzige ehemalige Profiteur der Sklaverei, der sich öffentlich positionierte: So war beispielsweise wenige Jahre zuvor im »Hamburgischen Correspondenten« eine Verteidigung des Versklavtenhandels publiziert worden, die aus der Feder des Berliner Wundarztes Adolph Friedrich Löffler stammte.

Dieser hatte seinen an seine »Freunde« adressierten Beitrag 1783 an Bord des dänischen Sklavenfrachtschiffs »Velsignelsen« verfasst. Auch wenn Löffler den Sklavenhandel als »Abscheulichkeit« brandmarkte, hinderte ihn dies nicht daran, diesen Menschenhandel als notwendig zu verteidigen. Wenige Jahre später veröffentlichte er sogar eine etwa hundertseitige Handreichung für deutschsprachige Wundärzte, die an einer Tätigkeit im Versklavtenhandel interessiert waren.

Wie ist also der Mythos einer deutschen Nichtbeteiligung zu erklären, wenn Profiteure öffentlich über ihre Erfahrungen berichteten? Fehlte es einfach generell an einem Bewusstsein für diese Problematik, gab es keine sklavereikritischen Stimmen? Ganz im Gegenteil: Wie

Deutsche Abolitionisten



Friedrich Wilhelm Carové (1789 bis 1852)

Der Jurist, Schriftsteller und Philosoph avancierte in den 1840er-Jahren zum wohl engagiertesten Antisklavereiaktivisten im deutschsprachigen Raum. Er gründete 1848 den Nationalverein für Abschaffung der Sklaverei und war der einzige Aktivist, der sich entschieden gegen die Mitwirkung Deutscher im atlantischen Sklavereisystem einsetzte.



Therese Huber, geb. Heyne (1764 bis 1829)

Die Schriftstellerin und Journalistin nutzte ihre Position als Chefredakteurin des einflussreichen »Morgenblatts für gebildete Stände«, um sklavereikritisches Wissen und abolitionistische Positionen in der deutschsprachigen Öffentlichkeit zu verbreiten. Dazu motiviert hatte sie 1818 eine Abbildung von Gewalt gegen versklavte Schwarze.



Alexander von Humboldt (1769 bis 1859)

Der Forschungsreisende wurde zwischen 1799 und 1804 in Nord- und Südamerika wiederholt Augenzeuge der Brutalität Weißer gegen Versklavte. Nach seiner Rückkehr versuchte Humboldt einen Beitrag zur öffentlichen Aufklärung über die mit der Sklaverei verbundenen Übel zu leisten. Es machte ihn zum heute wohl berühmtesten deutschen Sklavereigegner.

im Fall Noltemeyers entstanden die meisten Stellungnahmen ehemaliger Teilhaber an der Versklavtenwirtschaft gerade in Reaktion auf einen einsetzenden Wandel im öffentlichen Diskurs.

Grundsätzlich markiert das Zeitalter der Spätaufklärung einen Wendepunkt in der Geschichte des Versklavtenhandels und der Sklaverei in der atlantischen Welt. Während diese Praktiken über mehrere Jahrhunderte relativ unhinterfragt geblieben waren, regte sich auf Basis religiöser und naturrechtlicher Überlegungen im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts zunehmend Protest. Bis zur Jahrhundertwende wurde daraus insbesondere im anglo-amerikanischen Raum eine regelrechte Massenbewegung. Auf der britischen Insel äußerte sich diese unter anderem in der Gründung zahlreicher abolitionistischer Vereinigungen, in einer Flut sklavereikritischer Publikationen, in von Tausenden unterschriebenen Petitionen sowie einem breiten Boykott von Produkten aus Versklavtenarbeit.

Auch im deutschsprachigen Raum fand diese Antisklavereikampagne Resonanz. Die Waage begann sich auch hierzulande immer stärker gegen die Sklaverei zu neigen. Zwar etablierte sich im deutschen Raum nie eine Massenbewegung wie in Großbritannien, jedoch lassen sich seit dem späten 18. Jahrhundert durchgängig engagierte Sklavereigegnerinnen und -gegner nachweisen. Während diese zunächst als Einzelkämpferinnen und -kämpfer vom Schreibtisch aus agierten und auf das geschriebene Wort setzten, kamen spätestens in den 1840er-Jahren auch weitere Protestpraktiken hinzu: Vom Boykott von Zucker über Spendensammlungen bis hin zu öffentlichen Versammlungen und vereinzelt Vereinsgründungen.

Von Beginn an bestanden zudem Beziehungen zu Aktivistennetzwerken im atlantischen Raum, die in den 1840er-Jahren ebenfalls an Kraft gewannen. So waren deutschsprachige Sklavereigegnerinnen und -gegner in zahlreiche transnationale Kooperationen eingebunden: Sie verteilten beispielsweise Tausende Pamphlete unter deutschsprachigen Auswanderungswilligen, um diese bereits vor ihrer Ankunft in Nordamerika gegen die Sklaverei einzuschwören.

Wie reagierten diese deutschen Sklavereigegnerinnen und -gegner nun auf Beweise einer Verwicklung ihrer eigenen Landsleute? Verblüffenderweise kaum. Während die deutschsprachigen Aktivistinnen und Aktivisten nicht zögerten, in feurigen Worten den Fortbestand der Sklaverei in den Territorien anderer Kolonialmächte anzuprangern, finden sich nur vereinzelte Reaktionen



Karriere Das Engagement im Geschäft mit Versklavten erlaubte vielen den sozialen Aufstieg. Die Illustrationen von 1796 zeigen einen Pflanzler (l.) und einen Söldner (r.) in Surinam.

auf die Beiträge deutscher Sklavereiprofiture. Eine deutsche Mitwirkung wurde dabei nicht lediglich übergangen, sondern vielmehr strickten viele der gegen Sklaverei engagierten Zeitgenossinnen und -genossen selbst fleißig mit am Mythos einer deutschen Nichtbeteiligung.

So hieß es auch noch 1848 in der Gründungserklärung des Nationalvereins für Abschaffung der Sklaverei: »Hat unser Volk, welches so glücklich war, unmittelbarer Beteiligung an der Colonialsklaverei fern zu bleiben, darum eine minder heilige Pflicht die anderen Völker im Kampfe gegen jenes Ungethüm zu unterstützen?«

Das Ausblenden einer »unmittelbaren Beteiligung« von Teilen des deutschen »Volkes« ist im Falle des Nationalvereins umso erstaunlicher, da einige seiner Mitglieder Kontakte zu angloamerikanischen Abolitionisten unterhielten. Letztere hatten bereits seit 1841 – nachdem gleich drei Schiffe unter hamburgischer und bremischer Flagge des Versklavtenhandels verdächtigt worden waren – versucht, ihre deutschsprachigen Kooperationspartnerinnen und -partner für dieses Thema zu sensibilisieren – vergebens.

Dieser blinde Fleck der Deutschen lässt sich aus der Sehnsucht nach einer positiv besetzten »deutschen« Identität erklären: Die Idee, unter den europäischen Staaten eine Ausnahmestellung einzunehmen und eben nicht an der atlantischen Sklavenwirtschaft beteiligt zu sein, wurde eine zunehmend wichtige Quelle moralischen Kapitals im deutschen Diskurs. Genau hieraus wurde angesichts fehlender eigener Kolonien – was zunehmend als großes Defizit empfunden wurde – ein Teil der »nationalen« Ehre generiert.

So hieß es beispielsweise 1840 in der »Allgemeinen Zeitung« auf den Vorwurf, dass die »deutsche Nation«

zu wenig handle, zu viel schreibe und sich auf der internationalen Bühne zu häufig »in eine Art banalen Weltbürgerthums« zurückziehe: »Wir finden ... einigen Ersatz darin, daß der deutsche Name allein in Folge jener Isolierung nicht von der Theilnahme an dem Sklavenhandel befleckt worden ist.«

Die bereits seit dem Ende des 18. Jahrhundert immer wieder propagierte Vorstellung des »Deutschen« als selbstverständlichem Sklavereigegner schuf ein Identifikationsmodell. Darüber ließ sich eine imaginierte Gemeinschaft aller »Deutschen« konstruieren. Dies könnte erklären, warum so viele Zeitgenossinnen und -genossen nicht nur ihre Augen verschlossen, sondern sogar empfindlich auf Informationen reagierten, die dieses Narrativ eines deutschen Sonderstatus infrage stellten.

Nur ein einziger deutscher Aktivist nahm sich des Themas letztlich an: Der Gelehrte und Publizist Friedrich Wilhelm Carové machte die durch Mitglieder der britischen Abolitionsbewegung zusammengetragenen Belege für eine deutsche Verwicklung in den 1840er-Jahren in der deutschen Presse publik.

Doch Carové's Aufklärungskampagne trug keine Früchte. Deshalb propagierte er in der Revolution von 1848/49 das umfassende Verbot einer Beteiligung von Deutschen an der Versklavtenwirtschaft und hoffte, es werde in die neue gesamtdeutsche Verfassung aufgenommen. Doch sein Unterfangen misslang: Die Abgeordneten in der Paulskirche sahen keinen Handlungsbedarf.

Auch knapp zehn Jahre später hatte sich diese Einstellung kaum geändert. So bedurfte es eines Anstoßes von außen, um die letzte Gesetzeslücke zu schließen, die die Sklaverei in Preußen weiterhin erlaubte. Diesen lieferte der versklavte Brasilianer Marcellino. Er besuchte 1854 mit seinem deutschstämmigen Besitzer Ludwig Ritter, der mittlerweile in Brasilien ansässig war, die preußische Hauptstadt. Hier verweigerte Marcellino Ritter nicht nur den Gehorsam. Er nutzte auch geschickt die Chance, lokale Sklavereigegnerinnen und -gegner – unter ande-

Unmenschlich
Die Darstellung aus Surinam zeigt, dass Versklavte gezwungen wurden, andere zu foltern.



SCHNELLES WISSEN War Sklaverei in den deutschen Staaten erlaubt?

Das Landrecht für die preußischen Staaten schränkte den Besitz an Menschen schon 1794 ein. In der Praxis hatte es in den meisten deutschen Staaten aber kaum Konsequenzen, wenn sich Seeleute Versklavte mitbrachten oder Adelige Diener kauften, erbten oder schenken ließen. Den Abkommen zur Unterbindung des »Dreieckshandels« traten deutsche Staaten spät bei (Hamburg 1837), ein absolutes Sklavereiverbot erließ Preußen sogar erst 1857.

rem durch »Vorzeigung seines vollständig mit Narben bedeckten Rückens« – auf seine Seite zu ziehen.

Mit ihrer Hilfe strengte er einen Prozess gegen Ritter an, den er am Ende allerdings verlor. Denn preußisches Gesetz besagte, dass »Fremde«, die sich nur temporär in Preußen aufhielten, die Rechte an ihren mitgebrachten Versklavten behielten. Dieser Urteilspruch sorgte nicht nur im deutschen Raum für großes Aufsehen, sondern wurde auch durch die amerikanischen Südstaaten argumentativ ausgeschlachtet. Hieran stießen sich jedoch Sklavereigegnerinnen und -gegner wie Alexander von Humboldt, auf deren Betreiben die Sklaverei auf preußischem Boden 1857 endgültig verboten wurde.

Marcellino gelang es trotz seiner Niederlage vor Gericht, in Preußen zu bleiben. Er arbeitete unter anderem als Dolmetscher und nahm bei seiner Heirat mit einer Berlinerin den Namen Friedrich Wilhelm Marcellino an. Nach der Verabschiedung des preußischen Sklavereiverbotes war es dieser ehemalige Versklavte, der sich in der Folge dafür einsetzte, dass das besagte Gesetz trotz verbleibender rechtlicher Grauzonen auch wirklich Anwendung fand. So ist mindestens ein Fall überliefert, in dem er gemeinsam mit anderen von der Mehrheitsgesellschaft als schwarz rassifizierten Menschen für die Rechte zweier mutmaßlich versklavter Afrikaner auf die Straße ging.

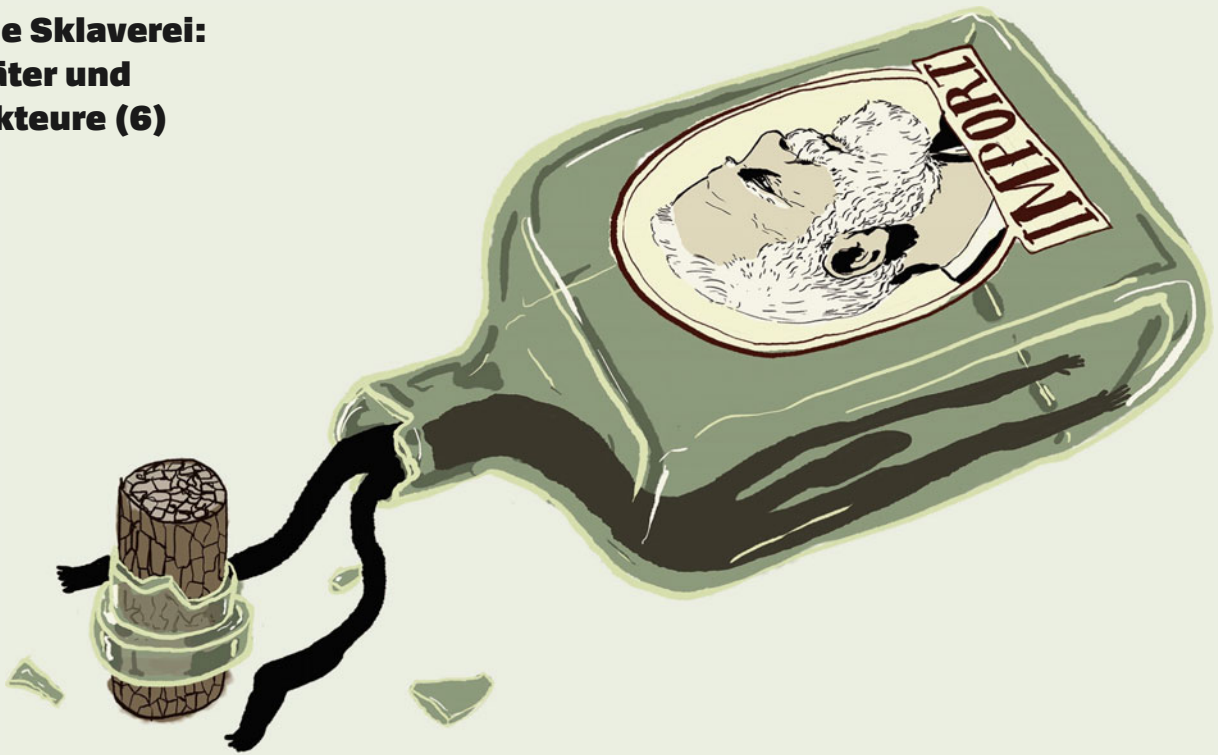
Während die weiße deutsche Mehrheitsgesellschaft trotz gegenteiliger Beweise Sklaverei und Versklavtenhandel stets als etwas begriff, das anderswo passierte, waren es insbesondere schwarze Menschen wie Marcellino und seine Mitstreiter, die der Gesellschaft den Spiegel vorhielten und auf Änderungen drängten.

Ihre Beispiele belegen, dass von der Mehrheitsgesellschaft als nicht weiß rassifizierte Menschen auch in der deutschen Geschichte schon lange nicht nur als passive Opfer eine Rolle spielten, sondern diese vielmehr nachhaltig mitprägten. Sie verdienen es, auch in der öffentlichen Erinnerung einen angemessenen Platz zu erhalten.

Zur Autorin Sarah Lentz ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Geschichtswissenschaft der Universität Bremen. In ihrer Dissertation erforschte sie das Wirken deutscher Sklavereigegnerinnen und -gegner.

Kompendium

Deutsche und die Sklaverei: Täter und Akteure (6)



Lobbyist

Adolph Woermann

WAS MACHT IHN ZUM TÄTER?

Der Hamburger Reeder Adolph Woermann lobbizierte erfolgreich für Deutschlands Einstieg in den Kolonialismus.

Sein Vater hatte bereits Handelsniederlassungen in Liberia, Gabun und Kamerun gegründet, in denen er mit großem Gewinn Branntwein und alte Waffen gegen Palmöl und Elfenbein eintauschte. Doch die Ambitionen des Sohnes reichten weiter: Er drängte Bismarck dazu, seine afrikanischen Niederlassungen und die des Bremer Kaufmanns Adolf Lüderitz zu deutschen »Schutzgebieten« zu machen.

* 10. Dezember 1847 in Hamburg
† 4. Mai 1911 bei Bad Oldesloe

Woermann hatte wenig Skrupel, seine Geschäftsinteressen in der so entstandenen Kolonie Kamerun durchzusetzen: Er ließ Zwangsarbeiter für sich arbeiten, transportierte Versklavte und trieb mit dem Import von Billigschnaps große Teile der örtlichen Bevölkerung in die Alkoholsucht. Mit Privatarmeen ging er gegen den Widerstand Einheimischer vor, deren Dörfer er plündern ließ. Als es zum Aufstand der

Herero und Nama kam, den die Deutschen durch einen Völkermord beendeten, profitierte Woermann einmal mehr: Der Transport von Truppen, Pferden und Kriegsmaterial lief dank eines Transportmonopols vollständig über die Schiffe seiner Linie. Die Überlebenden des Genozids, die in Konzentrationslager gesteckt wurden, kamen vielfach als Zwangsarbeiter in Woermanns Unternehmen zum Einsatz.

WIE SIEHT MAN IHN HEUTE?

Adolph Woermann war ein Vordenker und Propagandist kolonialer Ausbeutung und einer ihrer größten Profiteure. Die koloniale Verstrickung des »Urbilds des Hanseaten« wird heute thematisiert und diskutiert, die Figur Woermann bleibt aber wichtig für Hamburg: Noch immer sind Straßen wie Woermannstieg und -weg nach ihm benannt. Das Handelshaus C. Woermann residiert nach wie vor im prachtvollen »Afrikahaus« von 1899 – und verweist stolz auf »lange Beziehungen nach Afrika«, wo es heute noch aktiv ist.

Geliebt, geschätzt und ausgestopft

»**Hofmohren**« Adelige und reiche Bürger schmückten sich gern mit schwarzen Dienern.

Die waren oft privilegiert. Wirklich frei waren sie selten.

Von Frank Patalong



Angelo Soliman war als Kammerdiener mit guter Bildung eine Sensation in Wien. Nach seinem Tod wurde er im Museum ausgestellt (zeitgenössisches Gemälde).

E

Es gibt ein Gemälde des Gartenpalais Liechtenstein in Wien, das den Hausherrn dieses prachtvollen Stadtschlösses lässig an eine steinerne Balustrade gelehnt zeigt. Ein Diener blickt zu ihm auf – ein niedlich und klein dargestellter Schwarzer mit weißer Perücke.

Der Herr ist Joseph Wenzel I., Prinz von Liechtenstein, der Diener sein »Hofmohr« Angelo Soliman. Es ist ein so idyllisches wie verlogenes, rassistisches Bild. Soliman war circa 38 Jahre alt, als es 1759 entstand, und wohl keineswegs kleiner als sein Dienstherr. Die verzerrte Darstellung bildet das soziale Gefälle der Männer ab, als wäre es ein physischer Unterschied: der Mächtige »erwachsen«, der Machtlose quasi ewig Kind.

Nach Europa war Soliman rund 28 Jahre zuvor als Sklave gekommen. Sein Volk im Norden Nigerias war Opfer eines Überfalls geworden, die Überlebenden hatte man entführt und verkauft. Innerhalb weniger Jahre wechselte er mehrfach seinen Besitzer und damit seinen Namen. Zu »Angelo« wurde er, als er mit zehn



Soziales Gefälle Der Ausschnitt aus einem zeitgenössischen Gemälde zeigt Soliman (r.) neben seinem Besitzer.

Jahren einer sizilianischen Comtesse Sollima geschenkt wurde.

Jetzt war er ein »Hofmohr«, ein exotisch dekorativer Diener. Schwerstarbeit und menschenunwürdige Behausungen musste er nicht mehr fürchten. »Hof-« oder »Kammernmohren« waren nicht zuletzt Prestigesymbole, mit denen sich ihre Herrschaften schmückten. Man zeigte sie gern, man pflegte sie und kleidete sie gut, man sorgte dafür, dass sie kultivierte Umgangsformen entwickelten. Den Talentiertesten gönnte man eine Erziehung bis hin zu akademischen Titeln.

Im selbstgefälligen Weltbild rassistischen Denkens kam das einer Zähmung gleich. Ziel war es, einen »exotischen« Diener präsentieren zu können, dem alles »Wilde« abging und der in jeder Sekunde demonstrierte, wie gut ihm die »Zivilisierung« getan hatte. Gelang das, so wirkte das auf das Sozialprestige von »Herrin« und »Herr« zurück. Denn woher hätte die Kultur des »Wilden« sonst kommen sollen, wenn nicht von der kultivierten Herrschaft?

Nicht wenige Bürger und Adelige sahen die »Erziehung« außereuropäischer Menschen als Experiment, um gängige Thesen über die Natur des Menschen und seiner »Rassen« zu überprüfen. Hatte Carl von Linné recht, der Afrikaner generell für »phlegmatisch« hielt? Oder bestätigte die Realität Jean-Jacques Rousseau, der allen Menschen das gleiche, gute Potenzial zusprach? Das lieferte Stoff für gepflegte intellektuelle Diskussionen.

Auf weit pragmatischerer Ebene versprachen die schwarzen Dienstmohren schon durch ihre bloße Anwesenheit den größtmöglichen visuellen Kontrast zu ihrer »Herrschaft«, wie die Historikerinnen Iris Wigger und Katrin Klein in einem Aufsatz zum Thema schrieben: »Sie ... sind einfach nur da, um durch ihre dunkle Haut den weißen Teint vornehmer Damen zu unterstreichen.«

So wurden die schwarzen Bediensteten am Hof zum dekorativen Ausweis der Kultiviertheit und des Reichtums ihrer Herrschaften – so sehr, dass auch vermögende Bürger versuchten, sich afrikanische Diener zu halten. Die Glücklichen unter ihnen nahmen in der Dienerschaft eine Elitestellung ein.

Schwarze Diener waren keine Ausnahmerecheinung. Zu den Prestigedienern der Vermögenden kamen ab Beginn des 19. Jahrhunderts ungezählte Dienerinnen und Knechte, die sich Seefahrende und in den Kolonien Arbeitende von ihren überseeischen Fahrten mitbrachten. Nicht nur Schiffsärzte und Kapitäne, mitunter einfache Soldaten erwarben in Asien, Afrika oder Amerika teils Dutzende Sklaven, von denen viele ihren Weg nach Europa und auch in die deutschen Staaten fanden.

Namentlich bekannt sind aber in der Regel nur jene, die außerordentliches Glück hatten oder eine ungewöhnliche Karriere machten. So wie Ignatius (circa 1730 bis 1789), Diener der Essener Fürstäbtissin Franziska Christine von Pfalz-Sulzbach: Die fühlte sich ihrem Lieblingsdiener so eng verbunden, dass sie ihn per Erbschaft zum reichen Mann machte – er gab sich selbst daraufhin den Nachnamen Fortuna. Oder Anton Wilhelm Amo aus Guinea (möglicherweise 1703 bis 1784), der den Herzogen von Braunschweig-Wolfenbüttel diente. Er studier-



Louis Benoit Zamor wurde Sklave der Gräfin du Barry. Er schloss sich der französischen Revolution an, sagte gegen seine Besitzerin aus – diese landete unter der Guillotine (Porträt, 1785).

Gekauft und geschändet

Ausbeutung 1837 erwarb Fürst Pückler ein elfjähriges Mädchen. Zwei Jahre später war die »Befreite« seine Mätresse.

Auf dem nordafrikanischen Sklavenmarkt fand Hermann Ludwig Heinrich Fürst von Pückler-Muskau (1785 bis 1871) manches bedauerlich, vieles aber auch lustig. Ein Begleiter brachte ihn mit seiner »Unbefangenheit im Sklavenuntersuchungsgeschäft« zum Lachen, schrieb er in seinem Reisebuch »Aus Mehemed Ali's Reich«: **»Ohne alle Umstände nahm er ein vierzehnjähriges Mädchen beim Arm und befühlte ... ihre jungen Brüste, wie man die Reife einer Frucht probiert.«**

Wenig später erwarb der Fürst ein etwa elfjähriges Mädchen. **»Als ich sie kaufte«, schrieb er, »trug sie ... nichts als einen Gürtel aus schmalen Lederriemen mit kleinen Muscheln verziert.«** So habe er ihre »Vorzüge beim Einkauf« sehen können: Gut so, denn nachher habe er sie ja einkleiden müssen. Fürst Pückler war eine Ausnahme unter den vermeintlich schöngestigen Reisenden seiner Zeit: Er gab gar nicht vor, etwas anderes als Entertainment zu suchen. Er habe, schrieb er später, das Mädchen nicht als Sklavin behandelt, obwohl sie selbst wohl gar nicht begriffen habe, dass sie nun frei war. Wie auch? Er hatte sie gekauft und mitgenommen.



Mehrere Sklavinnen, heißt es heute beschönigend, habe Pückler auf seiner Reise durch Nordafrika so »freigekauft«. Das machten adelige Playboys wie Pückler so oder Hallodris wie Herzog Max Joseph in Bayern, dem Schmonzettenpublikum bekannt als liebevoller Vater von »Sisi«: Ein Jahr nach Pückler ging der Herzog 1838 in Kairo shoppen und brachte sich vier oder fünf Knaben mit. Die ließ er in Bayern taufen – fürderhin waren sie quasi in doppelter Hinsicht »gerettet«. Und natürlich Diener statt Sklaven. Pückler hingegen war an Dienerschaft nicht interessiert. Dem Mädchen, das er kaufte, **»um die Langeweile einer so weiten Wasserreise etwas weniger monoton zu machen«,** gab er bald den Kosenamen Machbuba. Arabisch sei das und bedeute »Geliebte«, schrieb er. Er meinte das wohl wörtlich. Was aus den anderen Mädchen wurde, weiß man nicht. Als Machbuba etwa 13 Jahre alt war, machte er sie zu seiner Mätresse, wie er seiner Ehefrau brieflich mitteilte.

Er habe sich eben in sie verliebt, glaubte 1873 Pücklers Biografin Ludmilla Assing und setzte damit früh den Ton für die bis heute anhaltende Romantisierung dieser Beziehung zu einer Minderjährigen. Abessinierinnen, schrieb Pückler, heirateten doch oft schon mit sieben. Immer wieder schilderte er das Kind als auf wunderbare Weise reifes Wesen: **»Aber ihr Körper! Woher in des Himmels Namen haben diese Mädchen ... diese zarten ... Hände und Füße; ... den schönsten und festesten Busen; solche Perlenzähne ... und eine Haut von Atlas, der keine europäische gleichkommt ...?«** Wie die »Geliebte« das sah – heute würde man fraglos von Missbrauch sprechen –, ist nicht überliefert. Pücklers Leidenschaft war schnell erloschen, als er mit einer kranken, inzwischen 15-jährigen Machbuba in Sachsen ankam. Schloss Muskau lag verlassen, Pücklers Gattin hatte Fersengeld gegeben. Da ließ der Fürst seine Mätresse zurück und hetzte der Gattin hinterher. Machbuba, die vermeintlich Befreite, starb wenige Monate nach ihrer Importierung. Ihr Grab in Bad Muskau verzierte man mit einem gebrochenen Herzen. Frank Patalong

Machbuba (circa 1825 bis 1840): Sie wurde möglicherweise als Bilillee geboren, in Pücklers Buch erst Ajjámé (»Barbarin«) genannt, schließlich zu Machbuba (»Geliebte«) gemacht (Porträt, um 1832).

te Philosophie und lehrte als erster schwarzer Dozent an den Universitäten Wittenberg, Halle und Jena. Ein traumhafter Aufstieg mit jähem Ende: Nach dem Tod seines Förderers Herzog Ludwig Rudolf sank Amos Stern. Er ging in seine Heimat zurück und starb dort verarmt.

Die meisten Schwarzen in gehobenen Diensten wurden wie Soliman als Kinder verschleppt. Anfang des 18. Jahrhunderts noch ganz offen als Sklaven, bis ins späte 19. Jahrhundert dann oft eher als »Mündel« bezeichnet: Der Sklaverei-Experte Michael Zeuske nennt das eine »Sklaverei ohne Sklaven«.

Kultivierte Reisende, Kolonialbeamte und Fürsten kauften auf Sklavenmärkten Kinder »frei« – und verschifften sie als deren »Beschützer« nach Europa. 1837 erwarb beispielsweise der sächsische Hermann Fürst von Pückler-Muskau zwei minderjährige Abessinierinnen, von denen er eine im Alter von wohl 13 Jahren zu seiner Mätresse machte, wie er selbst bezeugte. Sklavin war seine »Machbuba« da nominell nicht mehr.

Auch Angelo Soliman war bald formell frei, denn bereits die Comtesse ließ ihn taufen. Das allein garantierte zwar keineswegs Freiheit, aber unter Christen galt es zumindest als unschicklich, Getaufte als Sklaven zu halten. Versklavt war Soliman faktisch dennoch: Wie zuvor war er kein Herr seiner selbst, lebte in völliger Abhängigkeit und ohne Alternative zu seinem Dasein als Diener. Das zeigte sich auch, als er 1734 dem österreichischen Fürsten Johann Georg Christian von Lobkowitz, Feldmarschall und Gouverneur von Sizilien, geschenkt wurde. Der, berichten Chronisten, »liebte« den entzückenden Jungen, seit er ihn als Gast im Haus der Comtesse erlebt hatte.

Soliman wurde sein Kammerdiener, zog aber auch mit in die Schlacht. Als er seinem Herrn in einem Scharmützel das Leben rettete, veränderte sich ihr Verhältnis zueinander. Lobkowitz ermöglichte ihm nun noch mehr Bildung und machte ihn zu seinem ständigen Reisebegleiter. In Gesellschaft glänzte Soliman. Ein berühmtes Bild zeigt ihn als elegante Erscheinung, in türkisch anmutender Tracht in hellen Farben und einen Turban tragend. Das Wort machte die Runde, er sei ein afrikanischer Prinz. Eine häufige Behauptung über »Kammermohren«: Es wertete den europäischen Adeligen auf, von einem formell Hochrangigen bedient zu werden.

Lobkowitz starb 1755 und hatte für seinen Kammerdiener in zeittypischer Manier vorgesorgt. Er vererbte Soliman, den angeblich freien Menschen, per Testament an den in Wien residierenden Prinzen von Liechtenstein, der seit Längerem einen schwarzen Diener suchte. Soliman stimmte dem Arrangement zu und stieg im Haushalt von Wenzel I. bald zum »Majordomus«, zum Chef der Dienerschaft auf.



Kontrastverstärker Preußens Kronprinz Friedrich II. und seine Schwester Wilhelmine könnten vornehm blasser kaum sein. Der schwarze Diener im Hintergrund unterstreicht den Eindruck noch (Gemälde von 1714).

Er wurde zu einem Star in Wiens Gesellschaft. Soliman gewann bald bürgerliche wie adelige Freunde. Selbst Kaiser Josef II., bei dessen Krönung er zu Gast war, erfreute sich an seiner Gesellschaft und lud ihn zu Spaziergängen ein. Der ehemalige Sklave agierte nun wie ein weithin akzeptiertes Mitglied der feinen Gesellschaft. Doch natürlich hatte seine Freiheit Grenzen.

Am 6. Februar 1768 heiratete Angelo Soliman heimlich die Witwe Magdalena Christiani, Schwester des französischen Marschalls François Etienne de Kellermann, des Herzogs von Valmy. Angeblich verriet Kaiser Josef unbedacht plaudernd dieses Geheimnis an Liechtenstein, behauptete Caroline Pichler, die 1808 eine erste, kurze Biografie Solimans veröffentlichte. Diese Ehe kostete Soliman seine Stellung: Wenzel von Liechtenstein hatte allen seinen Dienstboten die Heirat verboten.

Nun war Soliman frei: Längst besaß er ein kleines Haus und ein im Spiel gewonnenes Vermögen, das groß genug gewesen sein muss, um seinen Lebensstil aufrechtzuerhalten. Er widmete sich historischen und philosophischen Studien, beeindruckte als Schachspieler – und parlierte in sieben Sprachen mit seinen Gästen. Weiterhin verkehrte er auch in besten Kreisen. 1771 warb ihn Wenzel von Liechtensteins Erbe Franz als Erzieher und Mentor für seinen Sohn Aloys an. Bald zog Soliman mit seiner Familie, zu der ab 1772 eine Tochter gehörte, wieder in den liechtensteinschen Stadtpalast ein.

1791 wurde er sogar Gründungsmitglied der Freimaurerloge »Zur wahren Eintracht«, in der er zum Vize-

zeremonienmeister aufstieg – als wohl erster Afrikaner, der in eine europäische Loge aufgenommen wurde. Er pflegte nun kameradschaftlichen Umgang mit führenden Künstlern und Intellektuellen der Zeit. Joseph Haydn schätzte ihn, mit dem ungarischen Nationaldichter Ferenc Kazinczy verband ihn eine echte Freundschaft, und auch Mozart stand ihm wohl freundlich gegenüber.

Bis zu diesem Punkt ist Solimans Aufstiegs Geschichte fast märchenhaft. Kaum ein schwarzer Hofdiener im deutschen Kulturkreis erreichte so viel Anerkennung, war so integriert ins gesellschaftliche Leben, verkehrte mit so vielen Größen seiner Zeit auf Augenhöhe. Selbst seine Zeitgenossen nahmen das wahr, Angelo Soliman galt zu Lebzeiten als prominentes Paradebeispiel perfekter Integration und als lebender Beweis dafür, dass Afrikaner dem Europäer intellektuell in keiner Weise unterlegen waren. Er hatte es von Sklaventum und Dienerschaft bis in höchste Kreise der Gesellschaft gebracht. Bewies all dies nicht, dass der Geist der Aufklärung zunehmend Chancen schuf für die, die so lange entrechtet und als Menschen zweiter Klasse behandelt worden waren?

Angelo Soliman starb am 21. November 1796 an den Folgen eines Schlaganfalls. Seine Tochter Josephine heiratete im Folgejahr: Als Ehefrau von Ernst Freiherr von Feuchtersleben war sie ab da Baronin. Auch das half ihr aber nicht, die sterblichen Überreste ihres Vaters zurückzubekommen.

Denn die waren, angeblich auf Betreiben des neuen österreichischen Kaisers Franz II., an den Bildhauer Franz Thaler überstellt worden. Der Kaiser war weder ein Freund Solimans noch der Aufklärung oder der Freimaurer. Was mit Solimans Leichnam geschah, glaubt der Historiker Philipp Blom, könnte als Affront gegen aufgeklärte Kreise gemeint gewesen sein, als monströse, posthume Beleidigung. Andere glauben, dass Soliman sogar in die



Unfrei Zamor (l.) wurde als Sklave gekauft und der Gräfin du Barry geschenkt (Gemäldeausschnitt).

bald folgende, barbarische Prozedur eingewilligt haben könnte. So oder so: Der Umgang mit Solimans Leiche zeigt, welchen Stellenwert zumindest Teile der Gesellschaft ihm, dem gebürtigen Westafrikaner, tatsächlich zugestanden.

Thaler fertigte eine Totenmaske des Verstorbenen an und vermaß den Körper. Auf dieser Basis entstand ein Haltegerüst. Solimans Leiche wurde daraufhin komplett gehäutet, die Haut mit chemischen Mitteln konserviert: Man machte ein Leder daraus, das man über das Holzgestell zog und anschließend ausstopfte wie eine Tierphäe. Der Rest des Körpers wurde – möglicherweise anonym – bestattet.

Wenig später stand Angelo Soliman in den Ausstellungsräumen des K.-u.-k.-Naturalien-Kabinetts. Man hatte ihn »afrikanisch« gekleidet und mit Federschmuck und Glasperlen als »Eingeborenen« drapiert. Wiederholte Proteste seiner Tochter blieben so fruchtlos wie die des Erzbischofs von Wien und zahlreicher Freunde Solimans.

Bald bekam Soliman im Naturalien-Kabinett Gesellschaft. Bereits 1798 sandte Königin Maria Karolina von Neapel dem sammelfreudigen Kaiser ein ausgestopftes sechsjähriges schwarzes Mädchen. Die »Laibacher Zeitung« berichtete: »Die kleine äthiopische Dame wurde dem ... Prinzen zur Seite gesetzt.«

Die menschenverachtende Zurschaustellung verblichener Afrikaner wurde über Jahrzehnte geübte Praxis: »Auf Befehl des Kaisers ließ der Abbe von Eberl ... Michele Angiola, der als Thierwärter in der Menagerie in Schönbrunn starb ... ausstopfen«, hieß es in der »Laibacher Zeitung«, »auf einem Kamele reitend, eine Lanze mit beiden Händen haltend« – man war ja schließlich in einem »Thier- und Naturkundemuseum«. 1808 spendierte die Kirche dem Kaiser dann noch einen verstorbenen Gärtner für die Ausstellung.

Die wuchs weiter, auch nach dem Tod von Franz II. Am 20. Januar 1844 veröffentlichte das »Österreichische Morgenblatt« einen Artikel mit einem »Verzeichnis der seit 1796 ... zur öffentlichen Besichtigung ausgestellten Individuen außereuropäischer Menschenrassen«.

29 ausgestopfte Menschen aus aller Welt standen zu diesem Zeitpunkt in Wiens Museen. Afrikaner, Araber, Inder, Polynesier, nord- und südamerikanische Indigene. Junge, Alte, Männer, Frauen, Kinder. »Stopfpräparate« nannte man das.

Eine letzte Ruhe war Angelo Soliman nicht vergönnt: Angeblich verbrannte seine ausgestopfte Haut, als in den Revolutionswirren von 1848 eine Granate den Dachstuhl des Museums in Brand setzte. Ausgestopfte Menschen konnte man allerdings weiter »bewundern«, an vielen Orten Europas: Das letzte menschliche »Stopfpräparat« wurde erst 1997 aus der öffentlichen Ausstellung des Darder-Museums im katalanischen Banyoles entfernt. Der namentlich unbekannt San-Mann wurde nach neunjährigen, von Unesco und Uno moderierten Verhandlungen nach Botswana überführt und im Jahr 2000 beerdigt.

Kompendium Deutsche und die Sklaverei: Täter und Akteure (7)



Auspresser

Gottlieb L. Gaiser

WAS MACHT IHN ZUM TÄTER?

Der Kaufmann Gottlieb Leonhard Gaiser trieb den deutschen Kolonialismus auf dem Gebiet des heutigen Nigerias und Kameruns voran und setzte Zwangsarbeiter auf seinen Plantagen ein. Gaiser hatte als junger Mann die Herstellung von Öl aus Palmfrüchten und Sesamsaat kennengelernt und entwickelte sie für eine Produktion in industriellem Maßstab fort. Seine 1859 gegründete Harburger Ölmühle stellte erstmals auf deutschem Boden Palmöl her, das als Maschinenschmiermittel, aber auch in der Kosmetik- und Lebensmittelindus-

trie Verwendung fand. Das industrielle Auspressen der Früchte nach der »Gaiser-Methode« sorgte allerdings auch für den Zusammenbruch der bisherigen Verarbeitungsstätten in Westafrika. Gaiser war das willkommen: Er kaufte Land auf, ließ Plantagen anlegen und wurde mit seiner Hamburg-Afrika-Gesellschaft zum wichtigsten deutschen Importeur von Palmfrüchten und zu einem der einfluss-

reichsten Deutschen in Westafrika. Die Einheimischen zwang er dabei nicht nur zur Arbeit auf seinen Plantagen, er zementierte auch ihre Rolle als bloße Lieferanten billiger Rohstoffe und damit deren Abhängigkeit von den Deutschen. Gaiser gehörte zu den Pionieren bei der Etablierung von wirtschaftlichen Abhängigkeitsstrukturen, die auch die Kolonialzeit überlebten – bis heute.

* 30. Juni 1817 in Schlierbach (Württemberg)
† 28. Dezember 1892 in Hamburg

WIE SIEHT MAN IHN HEUTE?

In den Städten und Dörfern seiner Heimat gilt Gottlieb Leonhard Gaiser als Wohltäter: Für die Ruine der Burg Teck finanzierte er einen Aussichtsturm mit, in mehreren württembergischen Orten, aber auch in Hamburg, spendete er wiederholt für wohltätige Zwecke. Mehrere Straßen und ein Platz sind nach ihm benannt. Noch heute bestehen in Kamerun große Palmölplantagen, die wegen Konflikten mit lokalen Kleinbauern schwer bewacht werden und mehrheitlich im Besitz ausländischer Unternehmen sind.



Schöner Schein Versklavte Kindermädchen putzten die weißen Kinder ihrer Besitzer für Fotos heraus (USA, um 1860).

Ein doppeltes Trauma

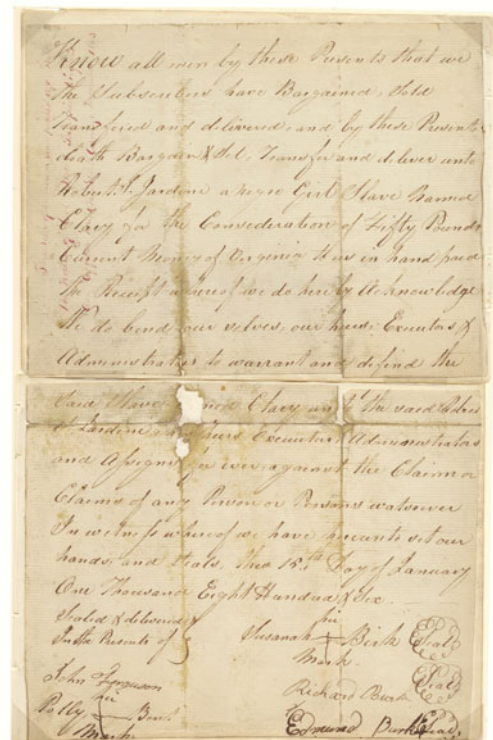
Missbrauch Für Frauen bedeutete Sklaverei oft die totale Ausbeutung: als Opfer sexueller Übergriffe – und als Gebärmaschine für die nächste Generation von Versklavten.

Von Jasmin Lörchner

Die Geburt ihrer Tochter war für die versklavte Harriet Jacobs kein Grund zur Freude. »Als sie mir sagten, dass mein neugeborenes Baby ein Mädchen war, wurde mein Herz schwerer, als es vorher war. Sklaverei ist fürchterlich für Männer, aber sie ist noch viel fürchterlicher für Frauen. Zusätzlich zu der Last, die alle tragen, erleben sie noch ganz besonderes Unrecht, Leid und Beschämung.«

Jacobs fasste in ihren 1861 erschienenen Memoiren die Lebensrealität unzähliger Sklavinnen in Worte: Sie wusste aus eigener Erfahrung, dass Frauen im System der Sklaverei eine doppelte Gewalterfahrung machten. Sie wurden nicht nur körperlich als Besitz angesehen. Mit der Versklavung ergriffen Sklavenjäger, -händler und -besitzer immer wieder sexuell Besitz von ihnen. Frauen wurden vergewaltigt und mussten die Kinder des Vergewaltigers austragen. Die Kinder, die sie gebären, stützten das System der Sklaverei. Waren diese Kinder Mädchen, stand ihnen das gleiche Schicksal bevor.

Die Versklavung von Frauen ging vermutlich von Beginn an Hand in Hand mit sexueller Gewalt gegen sie. Schon in Homers »Ilias« werden Briseis und Chryseis als Kriegsbeute versklavt und den Überlegenen als Konkubinen zugesprochen. Im Epos des griechischen Dichters dient ihre sexuelle Erniedrigung gleichzeitig der ultimativen Demütigung des unterlegenen Kriegsherrn – und als Drohung an Dritte: »Allein ich hole die rosige Tochter



Zwangsprostitution Eine Urkunde bezeugt den Kauf eines »fancy girl« zur sexuellen Ausbeutung (USA, 1806).



Vorgeführt Kinder mit ihren Kindermädchen zu fotografieren zeugte nicht unbedingt von Wertschätzung – es stellte auch Besitz zur Schau. Die verzierten Etuis schützten die Fotoplatten vor der Oxidation (USA, um 1855).

des Brises selbst mir aus deinem Gezelt, dein Ehrengeschenk: dass du lernest, wie viel höher ich sei als du, und ein anderer zage, gleich sich mir zu wähen, und so mir zu trotzen ins Antlitz!«

Der Besitz weiblicher Körper war ab dem 8. Jahrhundert ein zentrales Element des Transsaharahandels: Vor allem Frauen wurden aus dem südlich der Sahara gelegenen Afrika nach Nordafrika oder in arabische Gebiete verschleppt, um dort in Haushalten zu arbeiten und als Konkubinen zu dienen.

Auch im Europa des Früh- und Hochmittelalters wurden entführte Frauen für diese Zwecke verkauft. In den italienischen Handelsstädten des 13. Jahrhunderts war die Nachfrage nach Sklavinnen besonders hoch. »Wahrscheinlich lebte in jedem einigermaßen vermögenden Haushalt der größeren Städte der italienischen Renaissance mindestens eine Sklavin«, schreibt der Historiker Andreas Eckert. In der Intimität des Privathaushalts waren sie Übergriffen ihrer Besitzer schutzlos ausgeliefert.

Die Forts entlang der afrikanischen Küste verfügten im 17. Jahrhundert über Gänge, durch die Frauen aus ihrem Kerker in die darüberliegenden Quartiere des Gouverneurs geführt werden konnten, wo sie vergewaltigt wurden. »Frauen haben Vergewaltigungen in jeder Phase ihrer Gefangenschaft und ihres Transports erlebt«, sagt die Historikerin Jennifer L. Morgan, die das Buch »Reckoning with Slavery: Gender, Kinship and Capitalism in the Early Black Atlantic« geschrieben hat.

Mit Etablierung des transatlantischen Sklavenhandels wurden unfreiwillige Schwangerschaften nach einer Vergewaltigung sowie die – erzwungene – Mutterschaft für Frauen zum Massentrauma. 1662 verfügte die Kolonie Virginia per Gesetz, dass für Sklaverei die Patrilinearität nicht galt: Versklavte Frauen vererbten ihren Status fortan auf ihre Kinder. Zuvor hatte sich die Schwarze Elizabeth Key mit Verweis auf ihren weißen Vater vor Gericht ihre Freiheit erstritten.

Der Erlass von 1662 zementierte den rechtlosen Status von Frauen im patriarchalen System und im System der Sklaverei. »Das Gesetz von 1662 vermittelte Sklavenhaltern: Ihr könnt Sex mit diesen Frauen haben. Daraus entstehende Kinder sind nicht eure Nachkommen, sie sind euer Besitz«, sagt Morgan. Die Vergewaltigung von Sklavinnen wurde damit nicht nur legitimiert, ihre Folgen mehrten nun qua Gesetz den Wohlstand der Sklavenhalter.

Egal ob sie infolge einer Vergewaltigung schwanger wurden oder durch eine einvernehmliche Beziehung unter Versklavten, die Geburt eines Kindes war für schwarze Frauen in Nordamerika eine tiefgreifende Erfahrung des vererbten Status der Unfreiheit. »Wer könnte die Institution der Sklaverei besser verstehen als jemand, der eine Ware auf die Welt bringt? Die Frauen begriffen, dass weder sie noch der Vater des Kindes – es sei denn, er war weiß – die Zukunft dieses Kindes beeinflussen konnten«, sagt Morgan. Manche Mütter reagierten mit emotionaler Distanz zu ihrem Kind. Wer eine emotionale



Ungeschönte Realität Die Kinder von Sklaven lebten unter einfachsten Bedingungen (USA, um 1859).

Bindung zum Nachwuchs aufbaute, musste oft genug erleben, dass die Kinder gewaltsam entrissen wurden: Sie waren nicht Teil der Familie, sondern ein Handelsgut, das bares Geld wert war.

In der Plantagensklaverei der Karibik galt indes eine andere kapitalistische Rechnung. Auf Zuckerplantagen herrschte die höchste Mortalitätsrate unter Versklavten. Plantagenbetreiber rechneten den regelmäßigen Nachkauf neuer Zwangsarbeiterinnen und -arbeiter in ihre Kalkulationen mit ein.

Die furchtbaren Lebensumstände hatten Folgen für die Fertilität der versklavten Frauen. Wegen der harten Arbeit blieb ihre Periode aus, viele litten aufgrund der mangelnden hygienischen Versorgung an Geschlechtskrankheiten, die zu Unfruchtbarkeit führten. Andere hatten bei Prügelstrafen Verletzungen ihrer inneren Organe davongetragen. Nur weniger als die Hälfte versklavter Frauen in der Karibik bekamen Kinder.

Auf Kuba galten weibliche Sklaven wegen der Möglichkeit einer Schwangerschaft als schlechtes Investment und waren ein Drittel weniger wert als Männer. »Während und nach der Schwangerschaft ist die Sklavin für mehrere Monate nutzlos, und sie braucht eine vielfältigere, bessere Versorgung. Dieser Arbeitskraftverlust und die zusätzlichen Kosten kommen aus der Tasche des Herrn. Er ist es, der für die oft ineffektive und langwierige Versorgung des Neugeborenen aufkommt«, schrieb im ausgehenden 18. Jahrhundert Francisco de Arango y Parreño, der das kubanische Plantagensystem industrialisierte.

Sieben Jahre im Versteck

Dokument In ihren 1861 publizierten Memoiren beschreibt die einst versklavte Harriet Jacobs das Leid, das Frauen in der Sklaverei erfuhren.

Harriet Jacobs wurde 1813 oder 1815 in North Carolina in die Sklaverei geboren, verlor früh die Eltern und wurde von ihrem Besitzer sexuell bedrängt. Mit etwa 21 Jahren floh sie und versteckte sich in einer winzigen Kammer, in der sie nicht einmal aufrecht stehen konnte. Nach sieben Jahren im Versteck gelang ihr die Flucht in den freien Norden. 1861 veröffentlichte Jacobs ihre Memoiren »Incidents in the Life of a Slave Girl« (Erlebnisse aus dem Leben eines Sklavenmädchens), in denen sie schonungslos ihre Erlebnisse offenlegte. Als Zwölfjährige kam Jacobs zum Arzt Dr. James Norcom und dessen Frau, denen sie in ihrem Buch die Pseudonyme Dr. und Mrs. Flint gibt. Jacobs empfand sie als kaltherzig und beschreibt die Doppelmoral weißer Plantagenfrauen:

»Mrs. Flint, wie so viele Frauen der Südstaaten, hatte überhaupt keine Energie. Sie hatte keine Kraft, um ihre Haushaltsaufgaben zu übersehen, aber ihre Nerven waren stark genug, dass sie in ihrem Schaukelstuhl sitzen und zusehen konnte, wie eine Frau ausgepeitscht wurde, bis nach den Peitschenhieben das Blut aus den Wunden lief. Sie war ein Mitglied der Kirche, aber am Abendmahl teilzunehmen versetzte sie nicht in eine christliche Stimmung. Wenn das Essen am Sonntag nicht auf die Minute genau fertig war, postierte sie sich in der Küche, wartete, bis das Essen aufgetischt war, und spuckte dann in alle Töpfe und Pfannen. Sie tat das, um die Köchin und ihre Kinder davon abzuhalten, die mageren Speise- und Soßenreste herauszukratzen.«

Ab ihrem 15. Lebensjahr stellte ihr der Besitzer Jacobs nach: »Mein Herr begann, mir die schmutzigsten Worte ins Ohr zu flüstern. ... Aber wohin konnte ich mich wenden für Schutz? Egal ob ein Sklavenmädchen so schwarz wie Ebenholz oder so weiß wie ihre Herrin ist: In beiden Fällen gibt es kein Gesetz, das sie vor Beleidigungen, Gewalt oder dem Tod schützt. Die Erniedrigung, das Unrecht, die Lasterhaftigkeit, die aus der Sklaverei erwachsen, sind mehr, als ich beschreiben kann.« Die Liebe zu einem freien Schwarzen wurde Jacobs verboten. Aus einer Beziehung mit einem Weißen



Harriet Jacobs auf dem einzigen bekannten Porträt von ihr (vermutlich 1894).

bekam sie zwei uneheliche Kinder. Wenig später war sie gezwungen zu fliehen. **»Ein kleiner Schuppen war vor Jahren an das Haus meiner Großmutter angebaut worden. ... Der Dachboden war nur neun Fuß (2,7 m) lang und sieben Fuß (2,1 m) breit. An der höchsten Stelle war er drei Fuß (0,9 m) hoch. Es gab keine Öffnungen für Licht oder Luft. Mein Onkel Philip hatte eine versteckte Falltür gebaut, durch die man in den Lagerraum gelangte. ... Die Luft war zum Ersticken, es herrschte totale Dunkelheit. Auf einer Seite konnte ich recht komfortabel schlafen, aber ich konnte mich nicht zur anderen drehen, ohne an das Dach zu stoßen. ... Der Morgen kam. Ich erkannte es nur an den Geräuschen, die ich hörte; in meiner**

Kammer waren Tag und Nacht das Gleiche. Aber ich war nicht ohne jeden Komfort. Ich hörte die Stimmen meiner Kinder.«

Aus dem Versteck verfolgte sie das Heranwachsen ihrer Kinder, die zu Jacobs' Schutz nichts über ihren Aufenthalt erfahren durften. Im Dämmerlicht nähte Jacobs ihnen Weihnachtsgeschenke: **»Ihre eingesperrte Mutter hatte nicht das Privileg, ihre Überraschung und Freude zu sehen. Aber ich hatte das Vergnügen, einen Blick zu erhaschen, als sie in ihrer neuen Kleidung auf die Straße gingen. Wie gern ich ihnen gesagt hätte, dass ihre Mutter diese Kleidung gefertigt hat und dass sie viele Tränen darauf vergossen hat, als sie arbeitete.«**

Nach sieben Jahren in ihrem winzigen, fensterlosen Versteck gelang Jacobs 1842 die Flucht. Per Schiff rettete sie sich über Philadelphia nach New York. Dort fand sie eine Anstellung als Kindermädchen und konnte ihre Kinder zu sich holen. Jacobs litt unter dem Trauma und der Scham ihrer Erfahrungen. Sie engagierte sich für das Ende der Sklaverei und die Einrichtung der ersten Schule für Schwarze unter afroamerikanischer Leitung. Die Führung übernahm Jacobs' Tochter Louisa Matilda. Harriet Jacobs starb am 7. März 1897.

Jasmin Lörchner

Quelle Harriet Jacobs: »Incidents in the Life of a Slave Girl. Written By Herself«. <https://docsouth.unc.edu/fpn/jacobs/jacobs.html>

Wurden versklavte Frauen doch schwanger, mussten sie sogar im neunten Monat noch Zuckerrohr schneiden. Erlitten sie trotz der harten Arbeit keine Fehlgeburt, verloren sie ihre Babys durch Krankheiten, Unterernährung oder die unhygienischen Bedingungen.

Mit den Ende des 18. Jahrhunderts eingeleiteten Reformen und dem bald folgenden Verbot des Sklavenhandels änderten manche Sklavenbesitzer in der Karibik ihre Einstellung: Nun war ihnen gerade daran gelegen, dass Frauen Kinder gebären und die versklavte Population auf »natürliche Weise« stabil hielten. Doch weil sich an den harschen Bedingungen auf den Plantagen und dem gewaltsamen Auftreten der Sklavenbesitzer in der Karibik wenig änderte, blieb die Geburtenrate niedrig.

In Nordamerika setzte dagegen nach dem Verbot des transatlantischen Sklavenhandels ein lukrativer interner Handel ein, »genährt von der reproduktiven Arbeit versklavter Frauen«, sagt Historikerin Morgan. Sklavinnen und Sklaven aus Virginia, Maryland, Delaware und Georgia wurden nach Alabama, Texas, Mississippi und Louisiana verkauft, um den Bedarf an Arbeitskräften zu decken.

Doch die Frauen wehrten sich auf vielfältige Weise gegen ihre Versklavung und Erniedrigung. Manche entzogen sich dem Zwang in die Unfreiheit durch Suizid, etwa indem sie von Bord des Sklavenschiffs sprangen oder sich durch Nahrungsverweigerung zu Tode hungerten. Andere verrichteten ihre Arbeit absichtlich langsam. In der Karibik gingen versklavte Frauen häufiger mit Beschwerden gegen ihre Herren vor Gericht als versklavte Männer.

Frauen liefen davon und siedelten sich in einer der autonomen Kolonien von Maroons an: den Siedlungen geflohener Versklavter, die es zahlreich in Nord- und Südamerika und der Karibik gab. Frauen versorgten Flüchtlinge mit Nahrung oder gaben ihnen Unterkunft. Sie unterstützten wie Harriet Tubman Fluchthilfenetze wie die »Underground Railroad« in den USA. Sie wehrten sich gegen ihre Vergewaltigung, sie verweigerten sich der Hochzeit oder bekamen keine Kinder. Manchen blieb nur der verzweifelte Ausweg einer Abtreibung oder des Infantizids, um ihren Kindern das gleiche Schicksal zu ersparen. Einige wenige töteten ihre Vergewaltiger – und wurden dafür meist mit dem Tode bestraft.

Zwar finden sich ihre Spuren in den Archiven seltener, doch Frauen rebellierten auch mit Waffengewalt: 1797 nutzten verschleppte Afrikanerinnen auf einem Sklavenschiff den Moment, als sie zum Essen auf Deck geführt wurden. Sie stürmten das unbewachte Waffenlager, hielten mit den Waffen die Crew in Schach und befreiten die Männer unter Deck. Die Revolte scheiterte nur, weil die Versklavten ohne Navigationskenntnisse nicht



Überwachung Weiße Frauen übernahmen selbstverständlich die Führung von Versklavten, wie hier bei den Bediensteten eines Klubs in Florida (um 1850).

wussten, wie sie das Schiff in ihre Heimat zurücksteuern konnten.

Auf Jamaika erhob sich zu Beginn des 18. Jahrhunderts »Nanny of the Maroons« mit ihren Geschwistern gegen die britischen Sklavenbesitzer. Nanny, eine Angehörige der afrikanischen Ethnie der Ashanti, floh schon kurz nach ihrer Verschleppung von der Plantage. 1720 führten sie und ihre Brüder Guerillatruppen im ersten von mehreren Kriegen zwischen den Maroons und den Briten. Nannys Guerillagruppe überfiel Plantagen, befreite Versklavte und verteidigte jahrelang ihre Maroon-Kolonie »Nanny-Town«, bis der Erste Maroon-Krieg 1739 mit einem Friedensvertrag endete – den Nanny als Unterwerfung empfunden haben soll.

1733 führte die Versklavte Breffu auf der Insel St. Jan einen Aufstand gegen die dänischen Versklaver. Ihre Gruppe ermordete weiße Plantagenbesitzer, steckte deren Zuckerrohrfelder in Brand und brachte einen Großteil der Insel für Monate unter ihre Kontrolle. Als französische Truppen den Dänen zu Hilfe kamen und die Insel durchkämmten, wählten Breffu und ihre Aufständischen den Suizid statt die erneute Versklavung.

Doch Frauen waren nicht nur Opfer, sie waren auch Täterinnen im System der Sklaverei: In ihrem Buch »Out of the House of Bondage« zeigt die Historikerin Thavolia Glymph die Rolle der weißen Frauen auf den Plantagen. Sie fanden nichts dabei, täglich versklavten Köchinnen, Kindermädchen, Mägden und Dienern Anweisungen zu geben. »Frauen, die Versklavte besaßen, mussten ein Narrativ schaffen, das ihre Feminität nicht gefährdete«,

erklärt Wissenschaftlerin Morgan. Finden sich in den Aufzeichnungen der Südstaatlerinnen Hinweise auf gewalttätige Übergriffe und Strafen, werden sie deshalb reuig als ungeplante Gewaltausbrüche geschildert, provoziert von angeblich schlechtem Verhalten der Versklavten.

Und der Aktionsradius weißer Frauen beschränkte sich nicht auf Plantagenhäuser. »Weiße Frauen waren allgegenwärtig bei Sklavenmarktgeschäften«, schreibt die Historikerin Stephanie Jones-Rogers. Sie hat für ihr Buch »They Were Her Property: White Women as Slave Owners in the American South« zahlreiche Fälle von weißen Sklavenbesitzerinnen recherchiert: Charity A. Ramsey verkaufte im Juni 1857 in Georgia ein siebenjähriges Mädchen namens Martha. Erst nach dem Verkauf stellte sich heraus, dass Martha krank war, das Kind starb kurz darauf. Ramsey hatte Martha verkauft, um keinen Wertverlust zu erleiden.

Für die Südstaatlerin Ann Robertson wurde das Geschäft mit kranken Versklavten ein Rezept für Wohlstand: Robertson kaufte auf Sklavenauktionen die krank aussehenden Sklaven, päppelte sie auf und verkaufte sie dann mit Profit. In New Orleans betrieben Mathilda Raymond und Mary Taylor Bordelle, in denen versklavte Frauen arbeiteten, die ihnen gehörten. »Als Bordellbetreiberinnen initiierten weiße Frauen die sexuelle Gewalt gegen versklavte Frauen, und als Hausherrinnen orchestrierten sie persönlich Akte sexueller Gewalt gegen versklavte Frauen und Männer in der Hoffnung, dass die Frauen Kinder gebären würden, die ihren Reichtum vergrößern würden«, schreibt Jones-Rogers.

Nicht zuletzt wegen solcher Erfahrungen sieht Jennifer L. Morgan in der Entscheidung des Supreme Court von Ende Juni 2022, das Abtreibungsrecht in den USA zu kippen, ein historisches Echo: »Das Gericht stellt die Rechte eines Fötus über die der Person, die ihn austrägt. Wo haben wir in diesem Land gelernt, sich den Körper einer Frau für die Zwecke des Kapitals zuzunutzen zu machen? Wir haben das von der Sklaverei gelernt.«

Die Folgen dieser Gewalt gegen versklavte Frauen sind vielfältig und bis heute spürbar. In den USA ist Rassismus tief in der Gesellschaft verwurzelt. Er zeigt sich in den drei Klischees »Mammy«, »Jezebel« und »Sapphire«, die schwarzen Frauen anhaften: Sie werden als unterwürfig, als sexuell promiskuitiv oder aufsässig klassifiziert.

Und bis heute erleiden Frauen sexuelle Versklavung: Von den 40 Millionen Opfern der modernen Sklaverei sind laut Schätzung der Internationalen Arbeitsorganisation 71 Prozent Frauen und Mädchen. Sie werden bei ritueller Sklaverei in Westafrika oder

Indien als Sexsklavinnen gehandelt, müssen in Afghanistan Kinder- oder Zwangsehen eingehen und machen auch die Mehrzahl der 250 000 migrantischen Hausangestellten im Libanon aus.

Den Frauen, die überwiegend aus Sri Lanka, Bangladesch, Nepal und afrikanischen Ländern in den Libanon gekommen sind, werden die Ausweispapiere abgenommen, ihnen werden geregelte Arbeitszeiten verwehrt, manche werden eingesperrt. Häufig werden sie Opfer von Übergriffen und sexueller Gewalt. Human Rights Watch ermittelte 2008, dass jede Woche eine Hausangestellte im Libanon eines unnatürlichen Todes stirbt.

Die radikalislamische Terrormiliz Boko Haram hat in Nigeria laut Amnesty International Tausende Frauen verschleppt und in die Sexsklaverei oder zur Teilnahme an Kampfhandlungen gezwungen. Der IS verkaufte, vergewaltigte und zwangsverheiratete jesidische Frauen.

Aber auch Westeuropa ist ein Markt für Zwangsprostitution, die vor allem Frauen aus Ost- und Südosteuropa trifft. 1949 nahm die Uno-Vollversammlung das »Überkommen zur Unterdrückung des Menschenhandels und der Ausbeutung der Prostitution anderer Personen« an.

1974 erkannte die Menschenrechtskommission Prostitution als eine Form der Sklaverei an: weil eine Frau in der Gewalt eines Zuhälters weder die Wahl über ihren Aufenthaltsort, Partner oder ihre Arbeit hat und auch über ihre Einkünfte nicht verfügen kann.

Moderne Formen der Sklaverei unterscheiden sich von früheren Ausprägungen der Versklavung. Doch für Frauen setzt sich ein traumatisches Muster fort: Werden Frauen ihrer Freiheit beraubt, geht es nicht nur um den Besitz ihrer Person, sondern auch um den Besitz ihres Körpers.



Aktivistinnen Harriet Tubman (l.) verhalf Sklaven zur Flucht (Porträt um 1868). Ex-Sklavin Sojourner Truth (1864) kämpfte für die Rechte Schwarzer und Frauen.

Kompendium

Deutsche und die Sklaverei: Täter und Akteure (8)



Drahtzieher

Reederei Dravemann

WAS MACHT SIE ZUR TÄTERIN?

Die Reederei Dravemann handelte von Bordeaux aus mit Sklaven. Im 18. Jahrhundert boomte die französische Hafenstadt, vor allem der Umschlag von Kolonialwaren wie Zucker oder Kaffee befeuerte das Wirtschaftswachstum. Doch nach und nach entwickelte sich Bordeaux auch zu einem der wichtigsten französischen Häfen für den Sklavenhandel. Die Versklavung von geschätzt 150 000 Menschen wurde von den hier ansässigen Unternehmern, bei Weitem nicht nur Franzosen, orchestriert. Die florierenden

Um 1700 in Bordeaux gegründet, Anfang des 19. Jahrhunderts verliert sich die Spur.

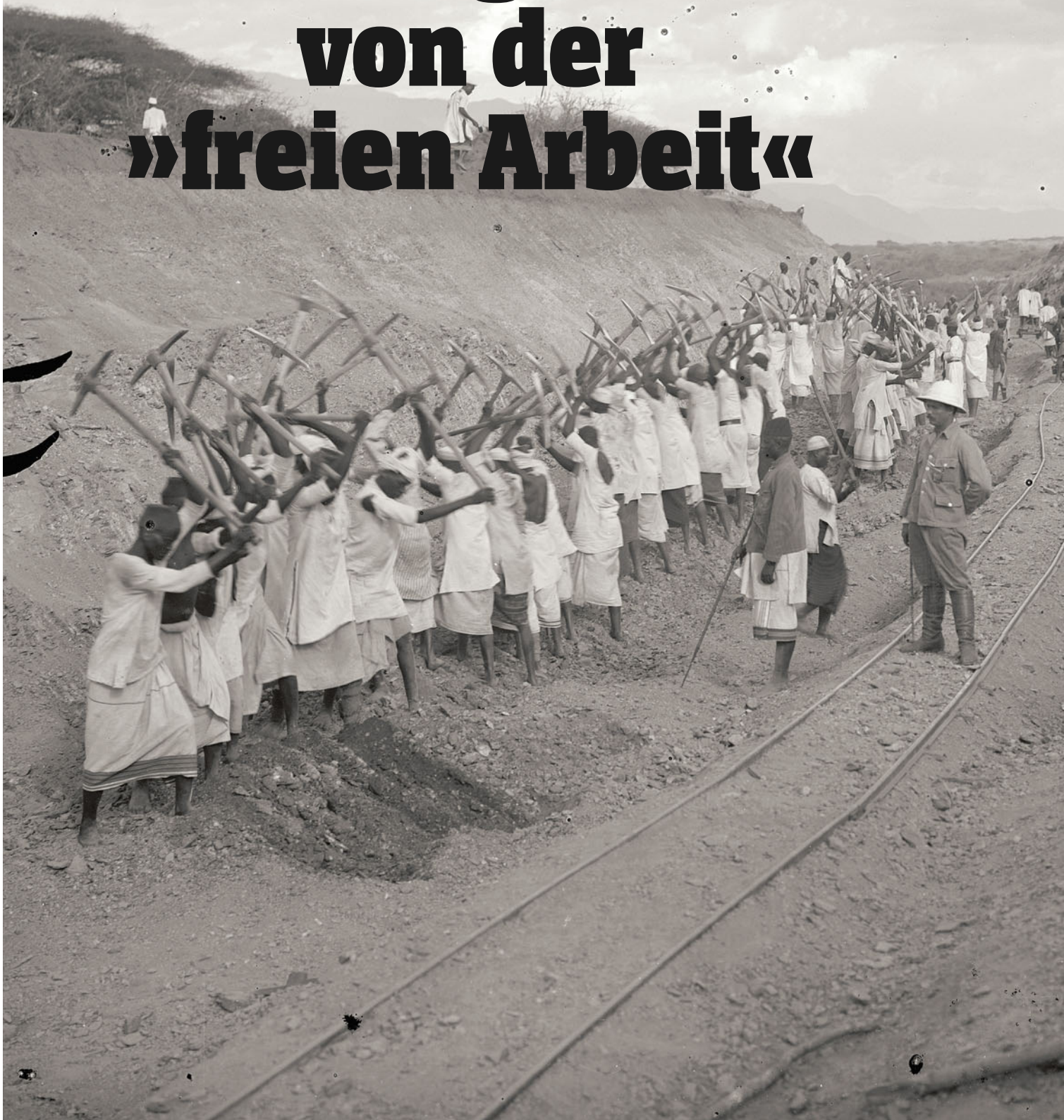
Geschäfte zogen ausländische Kaufleute an. Eine deutsche Gemeinde entstand, mindestens sechs deutsche Kaufleute etablierten in Bordeaux eigene Reedereien. Dazu gehörte neben dem wohl erfolgreichsten Reeder Friedrich von Romberg auch der Bremer Georg Dravemann. Dessen Familie hatte sich mit Wein- und Überseehandel sowie geschickten Heiraten als lokale Macht in Bordeaux etabliert. Die

Dravemanns machten ihren Gewinn vorrangig mit dem Handel und Transport kolonialer Waren und förderten die Sklaverei in Übersee somit indirekt. Sie sandten allerdings auch selbst Sklavenschiffe unter französischer Flagge nach Afrika aus. Unter den 411 Sklavenschiffen, die zwischen 1700 und 1793 von Bordeaux aus nach Afrika in See stachen, taucht wiederholt der Name Dravemann auf.

WIE SIEHT MAN SIE HEUTE?

Die Spuren der Dravemanns, ihrer Reederei und ihres Handelshauses verlieren sich nach der Französischen Revolution weitgehend. Henri Dravemann bekam 1814 das Kreuz der Ehrenlegion: Er hatte im Auftrag König Ludwigs XVIII. geheime Missionen in Saint-Domingue übernommen, in der sich 1791 Versklavte über ihre Versklaver erhoben hatten. Heute zeugen nur die Prachtbauten und Weinberge von Bordeaux von dem einstigen Wohlstand der dortigen Kaufleute, der maßgeblich aus Ausbeutung und Versklavung entstand.

Die Legende von der »freien Arbeit«





Unfreiwillig Zu Bauarbeiten in Deutsch-Ostafrika zwangen die Kolonialisten die Einheimischen oft ohne angemessene Gegenleistung (circa 1906).

Kolonialismus Im Deutschen Kaiserreich gab es keine Sklaven mehr. Aber Menschen, die man gnadenlos ausbeuten konnte.
Von Andreas Eckert

Verdammt seien die Deutschen! Gott! Ich flehe Dich an, höre meinen letzten Willen, dass dieser Boden niemals mehr von den Deutschen betreten werde!« Dieses waren, einem Augenzeugen zufolge, die letzten Worte von Rudolf Manga Bell, dem Oberhaupt der Duala in Kamerun, bevor er am 8. August 1914 gemeinsam mit seinem Vertrauten Adolf Ngoso Din gehängt wurde.

Rudolf Bell, der in Ulm das Gymnasium besucht hatte, kämpfte über viele Jahre mithilfe von Petitionen, Protesten und rechtlichen Eingaben gegen die von der deutschen Verwaltung betriebene Enteignung großer Flächen in seiner Heimatstadt Duala. Am Ende, der Erste Weltkrieg war gerade ausgebrochen, statuierten die Deutschen ein Exempel: Auf der Grundlage fadenscheiniger Belege und ohne ordentliches Verfahren wurde Rudolf Bell wegen »Hochverrats« zum Tode verurteilt und nur einen Tag später ermordet – eine der vielen Gewalttaten und Verbrechen, für die Deutschland als Kolonialmacht verantwortlich zeichnete.

Zu Beginn ihrer Kolonialherrschaft entwarfen sich die Deutschen nicht zuletzt als Zivilisationsbringer, die es vor allem aus edlen Motiven nach Afrika zog. Auf der vom deutschen Reichskanzler Bismarck einberufenen sogenannten Kongokonferenz 1884/85 schrieben die europäischen Großmächte zwar die Aufteilung weiter Teile des afrikanischen Kontinents fest. Als wichtiges Motiv für die Kolonisierung führten die Anwesenden in der Berliner Wilhelmstraße aber immer wieder den Kampf gegen die Sklaverei an.

Die von ihnen propagierte Sicht von Afrika als einem Kontinent versklavender Tyrannen war nicht neu. Nicht zuletzt die Reisen des schottischen Missionars David Livingstone, der ausgezogen war, die Afrikaner zu christianisieren und vom Joch der Sklaverei zu befreien, hatten eine solche Sichtweise einige Jahrzehnte zuvor popularisiert. Die in Afrika verbreitete Sklaverei, schrieb Livingstone in einem seiner auch in Deutschland gelesenen Bücher, stelle ein unüberwindbares Hindernis für allen moralischen und kommerziellen Fortschritt dar, störe die für das normale Handelsgeschäft notwendige Ordnung und verhindere Anreize, sich in der Landwirtschaft und Lohnarbeit zu engagieren.



Ermordet Rudolf Manga Bell (mit Hut in der Hand), in Deutschland ausgebildetes Duala-Oberhaupt, protestierte gegen das Vorgehen der Deutschen in Kamerun – und wurde von den Besatzern 1914 in einem Scheinprozess zum Tode verurteilt (Foto um 1895).

Diese Vorstellung von Afrika als eines von Sklaverei durchzogenen Kontinents, der von seinen eigenen Tyrannen unterdrückt und vom Pfad zu Zivilisation, Christentum und Handel ferngehalten wurde, gehörte zum Kernrepertoire von Missionspropaganda und Antisklavereibewegung. Dieses Bild war ein wesentlicher Baustein des Wissens über Afrika, das für das europäische Lesepublikum zugänglich war. Vor allem aber erwies es sich als äußerst praktisch für die auf koloniale Expansion drängenden Kräfte in England, Frankreich und eben auch Deutschland: Die Realität vor Ort schien es ja zu bestätigen – es gab Sklaverei in Afrika. Dass aber über Jahrhunderte Europäer, Amerikaner und »Araber« entscheidend an der Etablierung der dortigen Sklaverei beteiligt waren und die Nachfrage nach Menschen massiv gesteigert hatten, wurde meist ausgeblendet.

Denn die Kolonialmächte verfügten damit nun über ein neues Argument und konnten die Aufteilung Afrikas als humanitären Kreuzzug gegen Sklaverei und Sklavenhandel verbrämen. Die starke Hand des Kolonialstaates schien vonnöten, ja die einzige Chance, um die Afrikaner gleichsam vor ihrer eigenen Gewalt zu schützen. Nebenbei konnte der Kontinent auch wirtschaftlich für die vermeintlichen Wohltaten des »rechtmäßigen« Handels »geöffnet« werden. Wohltaten, die vor allem natürlich den Europäern zukommen sollten.

Daher war es nur konsequent, dass die Teilnehmer der Berliner Konferenz in der abschließenden Generalakte

festhielten, man wolle die »Hebung der sittlichen und materiellen Wohlfahrt der eingeborenen Völkerschaften« fördern und »an der Unterdrückung der Sklaverei« und insbesondere des Menschenhandels mitwirken. Schließlich verpflichteten sich die Unterzeichnenden »zur Anwendung aller ihr zu Gebote stehenden Mittel, um diesem Handel ein Ende zu machen und diejenigen, welche ihm obliegen, zu bestrafen«.

Der Hamburger Kaufmann Adolph Woermann konnte sich die Hände reiben. Er machte mit seiner Firma bereits seit Mitte des 19. Jahrhunderts in Westafrika gute Geschäfte und drängte seit geraumer Zeit, Deutschland solle sich endlich stärker kolonial engagieren. Als Präses der Hamburger Handelskammer hatte er erst im Juli 1883 versucht, Bismarck den Erwerb von Kolonien schmackhaft zu machen. »Das Innere Central-Afrikas«, schwärmte der Kaufmann, biete »mit seiner dichten, konsumfähigen Bevölkerung und den von allen Reisenden geschilderten großen Märkten ein besonders günstiges Absatzgebiet für europäische Industrieerzeugnisse.«

Im selben Jahr erstellte Woermann folgende Bilanz für sein Unternehmen: Seine Schiffe hatten Waren im Wert von 2,7 Millionen Mark nach Westafrika gebracht, davon immerhin drei Viertel Erzeugnisse der deutschen Industrie. Nahezu 300 Fabriken und Zwischenhändler im Reich verdienten daran. Und umgekehrt fanden west-

afrikanische Naturprodukte im Wert von 3,2 Millionen Mark, etwa der für die Industrie so wichtige Kautschuk, auf Woermann-Schiffen den Weg nach Deutschland, vor allem nach Hamburg.

Woermann wollte aber viel mehr: »Es liegt auf der Hand«, hielt der Unternehmer selbstbewusst fest, »dass in Afrika zwei große ungehobene Schätze sind: Die Fruchtbarkeit des Bodens und die Arbeitskraft vieler Millionen...« Wer diese Schätze zu heben verstehe, »und es kommt nur auf die richtigen Leute dabei an, der wird nicht nur viel Geld verdienen, sondern auch gleichzeitig eine grosse Kulturmission erfüllen«. Diese Kulturmission verband Woermann eng mit der »Erziehung zur Arbeit«: Der Bevölkerung »West-Afrika's den Segen der Arbeit zu bringen, das sollte der Kernpunkt aller Bestrebungen sein«.

Die »Arbeiterfrage« war eng mit wirtschaftspolitischen Erwägungen verknüpft und galt als der wichtigste Gegenstand aller kolonialen Politik. Schon bald wurde allerdings offensichtlich, dass die hehren Worte der Berliner Konferenz zunächst weitgehend Makulatur bleiben sollten. Denn die an Ressourcen und Personal schwachen deutschen Kolonialherren waren erst einmal auf die Kooperation mit einheimischen afrikanischen Eliten angewiesen, die wiederum häufig zu den wichtigsten Sklavenbesitzern gehörten.

Bald gab es zwar Gesetze zur Beendigung von Sklaverei und Sklavenhandel, die Verwaltungen vor Ort taten jedoch wenig, um diese auch durchzusetzen. »Jeden Mann bestrafen, der einen Sklaven kauft oder verkauft, hieße ganz Adamaua zu bestrafen«, seufzte etwa der deutsche Resident in Nordkamerun.

Sklaven gab es in den Gebieten Afrikas, die das Deutsche Reich für sich beanspruchte, jede Menge, vor allem in Deutsch-Ostafrika, wo nach konservativen Schätzungen in den 1880er-Jahren etwa 400 000 Menschen in Unfreiheit lebten. Zunächst griffen lediglich einige Verordnungen der Kolonialadministration regulierend ein.

SCHNELLES WISSEN Welches Recht galt in den Kolonien?

Die Kolonien waren dem Deutschen Reich zwar als »Schutzgebiete« unterstellt, aber nicht Teil des deutschen Staates. Das machte es möglich, den dortigen Einwohnern in Deutschland geltende Rechte vorzuenthalten und die Kolonialherren zu bevorzugen. So gab es in den Kolonien noch die Prügelstrafe, die im Deutschen Reich abgeschafft war (siehe Seite 126). Grundlage dafür war das »Schutzgebietgesetz« vom 17. April 1886. Es regelte von der Verwaltung über die Gerichtsbarkeit und ethnisch begründete Vorschriften bis hin zu Arbeits- und Eigentumsrechten alles, was man brauchte, um die Bevölkerung weitestgehend zu entrechteten – Deutschland gab sich damit selbst die Lizenz zur Ausbeutung seiner Kolonien.

So untersagte sie 1901 die Verpfändung, und mit dem 31. Dezember 1904 waren neugeborene Kinder von Versklavten automatisch frei. Auch stellte die Kolonialbürokratie zunehmend »Freibriefe« aus, die entflohenen Sklaven formal die Freiheit gaben.

Parallel etablierten die Deutschen auf den Sisal- und Baumwollplantagen ein harsches Arbeitssystem. Um den enormen Bedarf an Arbeitskräften zu decken, führte die Verwaltung eine Kopfsteuer ein. Dies bedeutete für viele Einheimische eine enorme Steuerschuld – und führte immer mehr von ihnen in die Zwangsarbeit, während ihre eigenen Felder brachlagen. Die toxische Mischung aus Arbeitszwang, Unterdrückung und hoher Abgabenlast war Hauptauslöser für den Maji-Maji-Krieg, der von 1905 bis 1907 in Deutsch-Ostafrika tobte. Am Ende hatten fast 300 000 Einheimische ihr Leben gelassen. Die Mehrheit von ihnen starb an Hunger, eine Folge der Zerstörung ihrer Felder und Dörfer durch deutsche Truppen.



Koloniale Veränderungen In Bonanjo residierten die Bell-Könige in einem »Palais«. Ihr Volk der Duala schuftete derweil auf deutschen Kakaoplantagen.



Zum Objekt erniedrigt

Rassismus Völkerschauen und Zoos machten Menschen zu Ausstellungsstücken – auch in Deutschland.

Es geschieht eher selten, dass Augsburg weltweit Schlagzeilen macht, doch im Mai 2005 gelang es dem Zoo der Stadt: Die Ankündigung, dort für vier Tage ein »afrikanisches Dorf« entstehen zu lassen, erntete einen Proteststurm. Angeblich urchtümliche Orte nachstellen und Menschen als Exoten vorführen? Das klingt nach Rassismus und Kolonialismus, nach Völkerschau und Menschenzoo. Denn all das hat es ja gegeben: Menschen, die anders aussahen, wurden bereits im Mittelalter als Attraktionen vorgeführt. Gegen 1530 konnte man in der **Menagerie des Vatikans** neben Tieren auch lebende Menschen bewundern: Reisende und Entdecker importierten indigene Sklaven, führten sie auf Jahrmärkten vor oder verkauften sie an Schausteller oder Kneipenbesitzer. Ende des 19. Jahrhunderts wurde die Sache zum groß angelegten Geschäft. In Amerika war es der **Geschäftsmann P. T. Barnum**, der skrupellos nicht nur Tiere, Versehrte und Menschen mit Missbildungen, sondern auch Indigene als Schaustücke vermarktete. Doch zum größten Veranstalter des Men-



Carl Hagenbeck Er war Tierhändler und Menschenmakler, bevor er seinen Zoo gründete.

schenzoos wurde der Tierhändler und Menageriebetreiber Carl Hagenbeck. Mehr als Tiere schienen ihm vermeintliche »Exoten« geeignet, das Publikum zu locken: So ergänzte der Hamburger sein Angebot von 1874 an um Gehege mit Menschen aus aller Welt. Sklaven waren die rechtlich gesehen nicht, oft aber mit haltlosen Versprechen gelockt worden und durch erbarmungslose Verträge geknebelt. Hagenbeck präsentierte seine indigenen **»Showtruppen«** erst selbst und schickte sie dann auf Tournee. Das machte Schule: Zahlreiche Geschäftsmacher betrieben in den darauffolgenden 70 Jahren wandernde Völkerschauen. Mehr als 300 Menschengruppen mit bis zu 100 Personen sollen allein in Deutschland zur Schau gestellt worden sein – europaweit wurden Zehntausende für derartige Spektakel missbraucht.

Es sind zahlreiche Fälle bekannt, in denen Ausgestellte das Engagement nicht überlebten. Viele, auch Kinder, starben, ausgezehrt von Klima und Krankheiten, gegen die sie keine Resistenzen entwickeln konnten. Das in Deutschland berüchtigtste Beispiel war die von Hagenbeck angeworbene **Inuit-Familie Ulrikab**. Sie wurde 1880 erst in Hamburg gezeigt und machte anschließend an verschiedenen Orten Station. Als die dreijährige Sara erkrankte, nötigte man die vertraglich gebundenen »Eskimos«, sie in Krefeld zurückzulassen. Sie starb dort, kurz vor dem gesamten Rest ihrer Familie. Bis 1881 rafften die Pocken alle sechs Familienmitglieder dahin. Hagenbeck hatte es versäumt, sie impfen zu lassen.

Doch selbst der Blutzoll der Völkerschauen und Kolonialausstellungen tat deren Popularität kaum Abbruch. Hagenbeck blieb bis 1932 im Menschengeschäft. Im **Zoo Leipzig**, der seine Völkerschau-Vergangenheit 2020 akribisch aufarbeiten ließ, gab es zwischen 1875 (»Berglappen«, präsentiert von Hagenbeck) und 1931 (»Kanaken der Südsee«, präsentiert von Friedrich Wilhelm Siebold) 42 Völkerschauen zu sehen. Nicht viel weniger aktiv war die Leipziger Messe, wo bereits 1806 erste einzelne »Exoten« ausgestellt wurden. Bis 1909 erniedrigte sie zur Belustigung der Zuschauenden ebenfalls 42-mal Menschen zu Ausstellungsstücken. Die letzte »Völkerschau« in Deutschland fand erst **1952 in Berlin** statt. Inzwischen läuft die Diskussion um die Aufarbeitung – und darüber, die Statuen von Menschenzoo-Betreibern durch Denkmäler ihrer Opfer zu ersetzen.

Frank Patalong



Produktion Deutsche brachten auch einfache Fabriken nach Kamerun. Hier pressen Arbeiter Ziegelrohlinge. Sie waren oft minimal bezahlte »Lohnsklaven« (um 1910).

In den meisten deutschen Afrikakolonien gelang es relativ bald, Sklavenhandel in größerem Umfang zu unterbinden, wenngleich der heimliche Handel mit Menschen in kleinerem Maßstab häufig noch über Jahrzehnte andauerte.

Nun war jedoch Sklavenhandel das eine, Sklaverei das andere. Die Deutschen hatten es nicht eilig, die Institution Sklaverei massiv zu bekämpfen. Sie hofften daher auf einen graduellen Niedergang der Sklaverei, ohne dass der Prozess wirtschaftliche und soziale Probleme auslösen würde.

Die Kolonialverwalter vor Ort rechtfertigten ihr Scheitern bei der effektiven Bekämpfung von Sklaverei in der Regel mit dem Hinweis, Sklaverei sei in Afrika doch vergleichsweise mild und werde, nun ihrer grausamsten Aspekte beraubt, ohnehin langsam, aber sicher aussterben. Und das sei schließlich auch im Sinne der Sklaven.

Die meisten deutschen Kolonialbeamten waren wohl in der Tat überzeugt, die Sklaverei werde als Folge der kolonialen Herrschaft irgendwann automatisch zu Ende gehen. Sie standen dabei jedoch vor dem Dilemma, einerseits die Sklaverei vorgeblich bekämpfen zu müssen, um die Missionare vor Ort und die Öffentlichkeit in Deutschland zu beschwichtigen.

Andererseits glaubten sie, ihre Besitzungen würden durch die abrupte Abschaffung von Sklaverei wirtschaftlich leiden, da die Einführung alternativer Formen der

Arbeit und sozialer Kontrolle Zeit brauchte. »Freie Arbeit« einzuführen blieb zwar ein zentrales Element deutschen kolonialen Denkens, und ihre Implementierung war beständiges Credo, doch bestand eine beträchtliche Kluft zwischen Ideologie und Praxis.

Das offenbarte die Etablierung einer Plantagenwirtschaft zur Produktion von Exportprodukten (»cash crops«), die zu den zentralen Modellen der deutschen Kolonialwirtschaft gehörte. Damit einher gingen hohe Kapitalinvestitionen, großflächige Enteignungen sowie die zumeist mit Zwang und Gewalt verbundene Rekrutierung einheimischer Arbeitskräfte.

Das umfangreichste Plantagensystem in ganz Afrika entstand am Kamerunberg, wo große Kapitalgesellschaften Kakao, Kaffee, Baumwolle und Kautschuk anbauten und die afrikanischen Arbeiter unter unwürdigsten Bedingungen schufteten mussten. Der Kameruner Gouverneur Jesco von Puttkamer enteignete mithilfe der Kronlandverordnung, auf deren Grundlage sich die Deutschen vermeintlich »herrenloses« Land unter den Nagel reißen konnten, fruchtbaren Boden und übereignete oder verpachtete den neuen Grundbesitz des Kaiserreichs an Plantagen- oder später Konzessionsgesellschaften.

Die einheimischen Bakweri verloren ihr bestes Land und mussten ihre Kakaopflanzungen den Europäern abtreten. Das Ausmerzen der afrikanischen Konkurrenz rechtfertigte der Gouverneur rückblickend in seinen Memoiren. Seine Aufgabe habe nicht sein können, »die

SCHNELLES WISSEN Gab es ein »Züchtigungsrecht« in den Kolonien?

Ab 1896 schrieb eine Verordnung des Reichskanzlers die Bedingungen für die »Disziplinargewalt gegenüber den Eingeborenen« in den Kolonien fest. Jeder Kolonialbeamte, dem das Disziplinarrecht vom Gouverneur oder einem Amtsvorsteher übertragen wurde, durfte Auspeitschungen oder »Rutenstrafen« verhängen. Die Zahl der Schläge war auf maximal 25 innerhalb von 14 Tagen begrenzt, alternativ gab es »Kettenhaft«, die ebenfalls auf 14 Tage begrenzt war. Gerechtfertigt wurde das mit einem konstruierten Recht auf »Erziehung« der Eingeborenen zur Arbeit. Als Gründe für solche Prügelstrafen nannte die Verordnung Pflichtverletzung und Trägheit, Widersetzlichkeit und Fernbleiben vom Arbeitsplatz. Formell frei, faktisch in Zwangsarbeit waren die Disziplinierten angeblich Arbeitnehmer – die man aber wie Sklaven behandelte und die der Willkür der Kolonialbeamten ausgeliefert waren.

Eingeborenen darin zu bestärken, gerade da, wo europäisches Kapital in grösseren Plantagen rationell arbeitet, nun ihrerseits mit den gleichen Erzeugnissen herum zu pfuschen«.

Laut Kronlandverordnung sollten die »Eingeborenengebiete« zwar ausreichend groß sein, um das Überleben der lokalen Bevölkerung zu gewährleisten. Doch die Deutschen am Kamerunberg verfolgen andere Ziele. Ein Plantagenleiter erklärt ganz unverblümt, »dass die Eingeborenen auf möglichst kleinen Landflächen zusammengedrängt werden müssten, um dann durch Hunger zur Arbeit gezwungen zu werden«.

Wie die dafür notwendigen Vertreibungen vorstatten gingen, schilderte der Regierungsbeamte Leuschner in einem Bericht an Gouverneur von Puttkamer: »Euer Hwg. melde ich ganz gehorsamst, dass das Dorf Maomu abgebrannt ist. Die Einwohner waren vorher aufgefordert, mit mir zu verhandeln. Sie liefen jedoch nicht fort und waren trotz Versprechungen und Drohungen nicht dazu zu bewegen zur Unterredung zu kommen. Da sie den Pflanzungsleiter Rehbein an der Plantagenarbeit hindern, keine Arbeiter stellen und sich auch sonst widersetzlich zeigen, brannte ich darauf hin das Dorf ab...« Lediglich einige Missionare protestierten sanft gegen die Politik, die Bewohner durch Hunger und mit Gewalt zur Arbeit zu zwingen.

Das Projekt, die Bevölkerung am Kamerunberg durch die Verknappung ihres Landes zur Plantagenarbeit zu bewegen, scheiterte jedoch. Zugleich wuchs mit der Ausdehnung der Plantagen der Bedarf an Arbeitskräften. Die Praxis, Lohnarbeiter aus Liberia, Togo und den britischen Kolonien zu beschäftigen, die mit Dampfmaschinen nach Kamerun gebracht wurden, erschien den Pflanzungsgesellschaften auf die Dauer zu

teuer. Die Arbeitskräfte sollten aus der eigenen Kolonie kommen. »Wir müssen«, hieß es unverblümt im »Wandsbeker Boten«, »Anspruch auf die Arbeitskraft (*der Einheimischen* –Red.) erheben, soll unsere Kolonie nicht zu einem ... Versorgungsheim werden.«

So wurde die Jagd auf Arbeitskräfte zu einer Hauptbeschäftigung des Militärs, die sich besonders auf die dem Kamerunberg benachbarten Gebiete konzentrierte. Ein Pflanzungsleiter der Deutsch-Westafrikanischen Handelsgesellschaft hatte besonders Kinder und Jugendliche als Plantagenarbeiter im Blick. Er forderte die Regierung auf, Kinder aus Missionsschulen fernzuhalten, da »für bestimmte Arbeiten gerade die Eingeborenen im Alter von 7 bis 15 Jahren die besten, willigsten und fleißigsten Arbeiter sind, bei denen Krankheit und Sterben nur ganz vereinzelt zu verzeichnen sind, jedenfalls nie und nirgends in einem Verhältnis wie bei den älteren Arbeitern.«

Diese »älteren Arbeiter« starben auf den Plantagen jedenfalls rasch oder suchten massenhaft die Flucht. Brutale Rekrutierungsmethoden und die enorm schlechte Behandlung auf den Pflanzungen waren die Ursache für das, was Verwaltung und Unternehmer mit ihren Zwangsarbeitsmethoden eigentlich verhindern wollten – den permanenten Mangel an Arbeitskräften.

Dies änderte sich auch nicht, als ab 1907 eine vermeintlich »rationale Kolonialpolitik« einen schonenderen Umgang mit den Einheimischen verhiess. Die »amtliche Arbeiteranwerbung« ging mit ungebrochener Intensität weiter, wie der Brief eines Lehrers an die Basler Missionare am Kamerunberg bezeugt. »A Sango hilf uns. Wir sollen nochmals eine Anzahl Arbeiter stellen, und es ist niemand mehr da, mit Ausnahme von alten Leuten. Unser Dorf ist verlassen, und viele Hütten sind eingefallen. Wenn morgen die gewünschten Leute nicht auf der Station sind, will der Herr Stationsleiter wieder Soldaten schicken ...«

Doch selbst in Kamerun blieb der Anteil der Plantagenwirtschaft gegenüber der einheimischen Produktion gering. Von afrikanischen Agrarproduzenten erzeugte Waren machten den größten Anteil am Export aus. Die einheimischen Produzenten sahen sich freilich mit vielen Vorurteilen konfrontiert, etwa sie seien faul und nicht in der Lage, das für den Anbau von Exportpflanzen nötige Wissen aufzubringen. Ihre Tätigkeit wurde oft schlicht ignoriert.

Die Duala aus Kamerun, deren Handelsaktivitäten von den Deutschen stark beschnitten worden waren, etablierten gleichsam hinter dem Rücken der Kolonialverwaltung florierende Kakaopflanzungen und schlugen, wie ein sichtlich überraschter Beamter 1913 bei einer Inspektion feststellte, »mit großem Eifer auf den besten Plätzen Busch zum Farmbau«. Und es waren teilweise Sklaven der Duala, die diese Arbeit durchführten.

Zum Autor Andreas Eckert ist Professor am Institut für Asien- und Afrikaforschung der Humboldt-Universität Berlin sowie Leiter des geisteswissenschaftlichen Kollegs »Arbeit und Lebenslauf in global-historischer Perspektive«.

Kompendium

Deutsche und die Sklaverei: Täter und Akteure (9)



Rohstoffhändler

Bremer Baumwollwirtschaft

WAS MACHT SIE ZUR TÄTERIN?

Die Bremer Baumwollhändler handelten mit Erzeugnissen aus Sklavenarbeit, vor allem aus den USA, später auch aus Afrika. Als der Amerikanische Bürgerkrieg in den 1860er-Jahren einen der wichtigsten globalen Baumwollmärkte lahmlegte, suchten europäische Händler nach neuen, sicheren Quellen des begehrten Rohstoffs. Die Bremer Importeure sahen Möglichkeiten des Anbaus in Afrika und schlossen sich 1872 in der Bremer Baumwollbörse zusammen. Die Organisation legte nicht nur Standards fest und

1872 zur Baumwollbörse zusammengeschlossen, residiert noch heute im Bremer Stammsitz von 1902

vermittelte zwischen Händlern, sondern stützte auch deutsche Kolonialinteressen finanziell. In der Kolonie Togo beteiligten sich Bremer Baumwollhändler an einem kuriosen Projekt: Vier Afroamerikaner vom Tuskegee-Institute in Alabama, alle vier Söhne Versklavter, sollten ab 1901 vor Ort den monokulturellen Baumwollanbau vermitteln. Der Präsident des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees, Karl Supf, sah darin

»ein geeignetes Mittel, die Eingeborenen zur Arbeit zu erziehen«. Die Togoer allerdings wollten das nicht: Seit Generationen hatten sie krisensicherer Baumwolle in Mischbau zwischen Mais und Süßkartoffeln kultiviert. Nachdem das Vorhaben scheiterte, forcierte man den Anbau mit Gewalt. Zu Besteuerungen und Zwangsarbeit kamen ab 1914 auch Auspeitschungen für das Nichteinhalten von Anbauvorschriften.

WIE SIEHT MAN SIE HEUTE?

Die Bremer Gesellschaft hat eine kritische Aufarbeitung ihres kolonialen Erbes begonnen. In einem Buch zu ihrem 150-jährigen Jubiläum thematisiert sie erstmals kurz, aber mit deutlichen Worten »die dunkle Seite der Baumwolle«: Das wichtige Produkt habe in seiner »Anfangszeit auf menschlichem Leid basiert. Der Anbau hat, geschichtlich belegt, Millionen von Menschen zu Sklaven gemacht.« Gegen den schlechten Ruf der Baumwollindustrie propagiert sie verbindliche Handelsstandards, Nachhaltigkeit und Verantwortung.

Als Arbeit töten sollte



Etwa 13,5 Millionen Menschen mussten im Zweiten Weltkrieg Zwangsarbeit leisten – hier Gefangene aus dem KZ Neuen- gamme (1941/42).

Zwangsarbeit Im Nationalsozialismus wurden Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge in Industriebetrieben geschunden. Nach 1945 entbrannte eine Debatte, ob ihr Schicksal mit dem von Versklavten gleichzusetzen sei. *Von Solveig Grothe*



E

Eine verheerende Explosion erschütterte am 28. Juli 1948 das Hauptwerk der I. G. Farben in Ludwigshafen am Rhein. Mehr als 300 Menschen starben, Tausende wurden verletzt. Doch es hätte dieses Unglück, dessen genaue Ursache nie geklärt wurde, nicht gebraucht, um Aufmerksamkeit auf das damals größte Chemieunternehmen der Welt zu lenken.

Denn in den beiden darauffolgenden Tagen wurde das Urteil verlesen im Prozess gegen die Vorstandsmitglieder der I.G. Farben. Sie waren angeklagt unter anderem wegen Vorbereitung eines Angriffskrieges, Verschwörung mit dem Naziregime und Verbrechen gegen die Menschlichkeit.

Die »Interessengemeinschaft«, kurz: I. G., war in den Zwanzigerjahren durch Zusammenschluss mehrerer Firmen zu einem mächtigen Kartell entstanden. Sie hatte zahlreiche wissenschaftliche Entdeckungen und Erfindungen hervorgebracht, darunter vor allem die Methode, aus Kohleprodukten synthetischen Kautschuk, genannt Buna, und Benzin herzustellen – unerlässlich für den deutschen Kriegsplan. Schon ab 1933 pflegte das Management enge Verbindungen zur NSDAP, man schloss Produktionsverträge. Nach Machtübernahme der Nazis wuchs das Unternehmen durch Arisierung jüdischer Betriebe weiter und eine Tochtergesellschaft lieferte das Mittel für den Massenmord an Jüdinnen und Juden in die Gaskammern des Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau: Zyklon B.

Vor diesem Hintergrund fiel das Urteil des US-Militärtribunals im Sommer 1948 bemerkenswert milde aus: Zehn der 24 Angeklagten wurden von allen Vorwürfen freigesprochen, die restlichen erhielten Gefängnisstrafen von anderthalb bis acht Jahren, kamen tatsächlich aber spätestens 1951 wieder frei. Der stellvertretende Chefankläger Josiah DuBois, empört über den Ausgang des Verfahrens, fand das Urteil »leicht genug, um einen Hühnerdieb zu erfreuen, oder einen Fahrer, der verantwortungslos einen Fußgänger überfahren hatte«.

Der Prozess gegen die Manager des bedeutendsten deutschen Industriekonsortiums

war einer von zwölf Nachfolgeprozessen zum Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozess. Rüstungsminister Albert Speer war es bereits gelungen, sich dem Vorwurf der Mitwisserschaft zu entwinden. Unstrittig allerdings war, dass Speer Kriegsgefangenen-, Arbeits- und Konzentrationslager verwaltete, aus denen die I. G. Farben und viele andere Unternehmen Arbeitskräfte bezogen.

Der Chemiekonzern entschied sich 1940 bewusst für die Nähe von Auschwitz als Standort eines neuen Werks für die Herstellung von Treibstoff und Gummi: Das im Aufbau befindliche Konzentrationslager sollte Häftlinge für die Bauarbeiten zur Verfügung stellen. Reichsführer SS Heinrich Himmler besuchte die Werksbaustelle und verordnete ihr Vorrang gegenüber allen anderen Unternehmen der Region.

Im Vorstand der I. G. Farben allerdings war man unzufrieden mit der Arbeitsleistung der Häftlinge, nicht zuletzt, weil sie einen stundenlangen Anmarschweg hatten. Das Unternehmen entschied sich daher, ein eigenes Lager sechs Kilometer östlich von Auschwitz zu errichten, später bekannt unter den Namen »Auschwitz III«, »Auschwitz-Buna« oder auch »Monowitz«, nach dem Ort, der dafür zerstört worden war. Die I. G. Farben wurde zum ersten Unternehmen mit eigenem Häftlings- und Zwangsarbeiterlager.

Der Einsatz von Zwangsarbeitern war im Krieg nicht unüblich. Die USA verringerten ihr Arbeitskräftedefizit auch mit deutschen Kriegsgefangenen. Die Haager Landkriegsordnung und die Genfer Konventionen regelten, unter welchen Bedingungen Zwangsarbeit stattfinden durfte – doch die Achsenmächte Deutschland, Italien und Japan ignorierten diese Bestimmungen komplett. »Noch nie zuvor in der Geschichte der Menschheit gab es eine solche Missachtung oder strafbare Unterlassung der elementarsten Regeln zum Schutz der Zivilbevölke-



Baustellenvisite Das Chemieunternehmen I. G. Farben richtete für seine Zwangsarbeiter ein eigenes Werk nahe dem KZ Auschwitz ein. Heinrich Himmler (2. v. l.) besichtigte im Juli 1942 den Fortschritt der Bauarbeiten.

rung und gefangener feindlicher Kombattanten«, befand 2006 der Völkerrechtsexperte Alberto L. Zuppi.

Zwangsarbeit zu Friedenszeiten war in Deutschland außerhalb von Justizvollzugsanstalten schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts abgeschafft worden. Sie wurde wieder eingeführt, als man sich die in den 1880er-Jahren erworbenen Kolonien nutzbar machen wollte. Im Zweiten Weltkrieg war sie so verbreitet wie nie zuvor. Zwangsarbeit gab es nun in allen Bereichen des wirtschaftlichen Lebens: in der Industrie, im Bergbau, in der Land- und Forstwirtschaft, in Kommunalbetrieben, Verwaltungen, Handwerk und Privathaushalten.

In den Jahren 1936/37 hatte Deutschland Vollbeschäftigung erreicht. Für die Reichsregierung lag es daher nahe, den steigenden Arbeitskräftebedarf bei der Aufrüstung bald mit jenen zu decken, denen man ohnehin alle anderen Verdienstmöglichkeiten genommen hatte: deutschen und österreichischen Jüdinnen und Juden.

Das aber reichte nicht. Im März 1942 ernannte Hitler den thüringischen Gauleiter Fritz Sauckel zum Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz. Sein Bemühen gipfelte in der millionenfachen Zwangsrekrutierung von Menschen aus fast ganz Europa. Die Methoden reichten dabei von reiner Werbung bis zur Deportation.

Die Gesamtzahl der ausländischen Zivilarbeiterinnen und Zivilarbeiter, Kriegsgefangenen und Häftlinge während des Zweiten Weltkriegs auf dem Gebiet des Großdeutschen Reiches lag bei etwa 13,5 Millionen Menschen, von denen laut Historiker und Volkswirt Mark Spoerer nur 10 bis höchstens 20 Prozent als wirklich Freiwillige gezählt werden können. Die Behandlung dieser Menschen variierte im Verlauf des Krieges und je nach Herkunft, aber auch nach Arbeitsort und Art des Lagers. In erster Linie aber richtete sie sich nach der nationalsozialistischen Rassenhierarchie.

Die I. G. Farben setzte in ihren zahlreichen Werken mindestens 60 000 ausländische Zivilarbeiterinnen und Zivilarbeiter, 10 000 Kriegsgefangene und 52 000 KZ-Häftlinge ein. Von den etwa 35 000 Häftlingen, die für den Chemiekonzern in Auschwitz-Monowitz arbeiteten, starben zwischen 23 000 und 30 000. Wenn sie nach Monowitz kamen, hatten die Häftlinge noch eine Lebenserwartung von drei bis vier Monaten: Die meisten erfroren, starben an Erschöpfung, Unterernährung und Schlägen.

Die Arbeit in der Fabrik, so beschreibt es der Autor Maximilian Schramm anhand von Berichten Überlebender, begann morgens um drei Uhr. Das Mittagessen bestand aus Kartoffel- oder Rübensuppe. Das Abendessen war ein Stück Brot. Der Arbeitsbereich war in Abschnitte von jeweils zehn Quadratmetern eingeteilt. Jeder, der aus irgendeinem Grund über die Linien trat, wurde sofort wegen »Fluchtversuch« erschossen. Bisweilen hätten SS-Wachen Gefangenen den Befehl erteilt, ihnen etwas zu bringen, was außerhalb ihres Abschnitts lag – um sie dann wegen Übertretung zu erschießen.

Bei der Arbeit selbst gab es keine Pausen. Die Gefangenen hatten nicht nur in der Fabrik zu schuften, sondern auch beim Ausbau des Lagers zu helfen. So kamen zu den neun Stunden Fabrikarbeit noch drei bis vier weitere

SCHNELLES WISSEN Welche Rolle spielte Zwangsarbeit in Japan?

Während des Zweiten Weltkriegs gab es in Japan bis zu 1,5 Millionen Zwangsarbeiter. Höher war die Zahl in den von Japan besetzten Gebieten: 4,5 Millionen auf der Koreanischen Halbinsel, 4 bis 10 Millionen auf Java. Koreaner, Taiwaner und Chinesen mussten in der Rüstungsindustrie und in Kohlebergwerken arbeiten. Frauen und Mädchen vor allem aus Korea wurden in japanischen Lagerbordellen zur Prostitution gezwungen. Mehr als 300 000 Asiaten und 65 000 Kriegsgefangene aus westlichen Ländern wurden im Grenzgebiet zwischen Thailand und Burma beim Eisenbahnbau eingesetzt, mindestens 100 000 kamen ums Leben. Japans Regierung und Unternehmen lehnen Entschädigungszahlungen bis heute ab.

hinzu. In Konzentrationslagern wie Monowitz starben Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in großer Zahl.

Der Nürnberger Militärgerichtshof wählte in seiner Anklage angesichts dieser Zustände deshalb auch einen neuen Begriff: Statt von »forced labour«, wie Zwangsarbeit im Englischen nach der Definition der Internationalen Arbeitsorganisation des Völkerbundes hieß, sprachen die Juristen von »slave labour«: Sklavenarbeit.

Den US-Anklägern erschien der Begriff Zwangsarbeit zu schwach: Sie machten den NS-Arbeitskräfte-Beauftragten Sauckel und Rüstungsminister Speer für das nationalsozialistische »Sklavenarbeitsprogramm« verantwortlich, was für Sauckel das Todesurteil und für Speer 20-jährige Haft bedeutete.

Während in der angelsächsischen Literatur in diesem Zusammenhang bis heute häufig von »slave labour« die Rede ist, spielte der Begriff Sklavenarbeit in Deutschland lange keine Rolle und ist bis heute umstritten. Das liegt zum einen daran, dass die Opfer selbst den Begriff unterschiedlich verwenden und je nach ihrem eigenen kulturellen Hintergrund anders interpretieren. Zum anderen wurde die Unterscheidung zwischen »Sklavenarbeit« und »Zwangsarbeit« zentraler Punkt im juristischen Ringen um die Höhe von Entschädigungszahlungen. Der Vergleich deutscher Unternehmen mit Sklavenhaltern sollte die Forderungen untermauern.

Die westlichen Siegermächte hatten aufgrund des Kalten Krieges wenig Interesse daran, den westdeutschen Staat etwa durch Reparationszahlungen in seinem Wiederaufbau zu lähmen. Sie wollten ihn als starken Wirtschaftspartner gewinnen und brauchten ihn als Bollwerk gegen Stalins Kommunismus. Die Entschädigung individuellen Leids hatte deshalb keine hohe Priorität.

Norbert Wollheim, ein Überlebender des KZ Monowitz, war bestürzt über das milde Urteil gegen den Vorstand der I. G. Farben. Ein Aufruf im August 1950 an die Gläubiger des mittlerweile in Zwangsliquidation befind-

lichen Konzerns, offene Forderungen zu melden, brachte ihn auf eine Idee: Mithilfe eines Anwalts machte auch er seine Forderungen gegenüber der Farben AG geltend. Wollheim verlangte Entschädigung für entgangenen Arbeitslohn als »Arbeitsklave« während seiner Häftlingszeit. Ein Gericht gab ihm Recht und verurteilte I. G. Farben zur Zahlung von 10 000 Deutschen Mark (DM).

Das Unternehmen ging allerdings sogleich in Berufung: Um weitere Forderungen abzuwehren und um einen Präzedenzfall auch in Hinsicht auf andere Firmen zu verhindern. Man einigte sich außergerichtlich. I. G. Farben war bereit, insgesamt 30 Millionen DM an Überlebende zu zahlen. Im Gegenzug erließ die Bundesregierung 1957 ein Gesetz, das Folgeprozesse verhinderte.

In den 1990er-Jahren allerdings wuchs der politische Druck: Boykottdrohungen und Sammelklagen in den USA zwangen den deutschen Staat und die Wirtschaft zu reagieren. Bundeskanzler Gerhard Schröder erklärte im Oktober 1998, eine Stiftung zur Entschädigung von Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern zu unterstützen. In langen Verhandlungen zwischen deutschen Unternehmen und Politikern, amerikanischen Anwälten und NS-Opferverbänden wurde die Unterscheidung zwischen Zwangs- und Sklavenarbeit zu einem entscheidenden Kriterium für die unterschiedliche Höhe der Entschädigung für KZ-Häftlinge und Zivilarbeiter. Der Begriff Sklavenarbeiter wurde nun auf die Gruppe der Häftlinge ange-

wandt, die in KZs, Ghettos oder ähnlichen Stätten inhaftiert waren und für die SS, für private oder staatliche Unternehmen arbeiten mussten. Der individuelle Schadensersatz wurde vorab auf eine Höchstsumme von 5000 DM für »Zwangsarbeit« und 15 000 DM für »Sklavenarbeit« festgelegt.

Die akademische Debatte über den Sklavereibegriff ging indes weiter: Nach Ansicht einiger Historiker bagatellisiert »Sklavenarbeit« das auf »Vernichtung durch Arbeit« abzielende Programm der SS. Plantagenbesitzer im amerikanischen Süden hätten dagegen durchaus Wert auf den Erhalt von Leben und Arbeitskraft ihrer Versklavten gelegt.

Auf diesen Unterschied hatte schon 1979 der amerikanische Jurist Benjamin Ferencz, Oberstaatsanwalt in einem der Nürnberger Prozesse und jahrzehntelang Verfechter der Entschädigung von Holocaust-Opfern, im Titel seines Buches »Less than Slaves« hingewiesen.

Die systematische Ausbeutung von Millionen Menschen hatte zweifelsfrei viel gemein mit anderen historischen Formen der unfreien Arbeit und des Sklavenhandels. Jedoch unterschied sich das NS-System von antiken oder amerikanischen Sklavenhaltergesellschaften dadurch, dass etwa jüdische KZ-Häftlinge durch Zwangsarbeit letztlich vernichtet werden sollten. Diese Menschen zählten, so Ferencz, noch »weniger als Sklaven«.



Zwangsbesichtigung In Nammering mussten Deutsche im Mai 1945 auf Geheiß der US Army die Leichen Hunderter Zwangsarbeiter besichtigen, die in den letzten Kriegstagen ermordet worden waren.

Kompendium
Deutsche und
die Sklaverei:
Täter und
Akteure (10)



Salpeterbaron

Henry B. Sloman

WAS MACHT IHN ZUM TÄTER?

Henry Brarens Sloman, Sohn eines Hamburger Kaufmanns, gründete mehrere Salpeterminen in der chilenischen Atacama-Wüste, die ihn zum reichsten Mann Hamburgs machten. Das gelang ihm auf Kosten meist indigener Wanderarbeiter, deren Notlage er ausnutzte: Die meisten waren Opfer von Enteignungen geworden und ohne Alternative, sich und ihre Familie zu ernähren. Die Minenarbeiter lebten mit ihren Familien auf engstem Raum in Gebäuden der Miningesellschaften und waren dem Extremklima

* 28. August 1848 in Hull, Yorkshire
† 24. Oktober 1931 in Hamburg

der Wüste ausgesetzt. Die Baracken, in die man sie zwang, hatten oft nicht einmal richtige Betten und Sanitäreinrichtungen. Statt eines echten Lohns zahlten Unternehmer wie Sloman mit eigens geprägten Wertmarken, mit denen die Arbeiter ausschließlich in den überpreisierten Läden der Miningesellschaften einkaufen konnten – am Ende profitierten die Miningesellschaften von den Einkäufen. Auch Kinder-

arbeit war üblich. Formell frei lebten die Arbeiter so unter sklavenähnlichen Bedingungen, ohne echten Verdienst. Die Salpeterbarone konnten sich dabei auf die Unterstützung des chilenischen Staates verlassen. Als Arbeiter 1907 im Rahmen eines Streiks in die Küstenstadt Iquique zogen, um dort gegen die Unternehmer zu demonstrieren, ermordete das Militär Hunderte Demonstranten.

WIE SIEHT MAN IHN HEUTE?

Eine echte Aufarbeitung von Slomans Wirken in Chile steht noch aus, einer größeren Öffentlichkeit ist sein Name kein Begriff. Eine Straße im Hamburger Stadtteil Veddel ehrt seine Familie, deren Reederei als die älteste Deutschlands fortbesteht und heute als Sloman Neptun Schiffsverkehrs AG vor allem Öl und Gas transportiert. Kritisch setzte sich dagegen Robert Krieg, Urenkel von Slomans Geschäftspartner Hermann Conrad Fölsch, im Dokumentarfilm »Weißes Gold« mit seiner Familiengeschichte auseinander.

Mitten unter uns

Gegenwart Bis heute müssen Menschen
in sklavereiähnlichen Verhältnissen arbeiten –
auch in Europa.



Überwacht Arbeiter in einer Goldmine
der Zentralafrikanischen Republik 2015.

»Moderne Sklaverei findet in jeder Region der Welt statt«, warnt die Internationale Arbeitsorganisation (ILO). Als Sklaverei definiert sie Ausbeutungsverhältnisse, die eine Person aufgrund von Drohungen, Gewalt, Zwang, Betrug oder Machtmissbrauch nicht ablehnen oder verlassen kann. 40,3 Millionen Menschen waren laut Schätzungen im Jahr 2016 Opfer von Sklaverei: Sie schufteten in der Landwirtschaft und Fischerei, in Minen und am Bau, verrichteten Hausarbeit oder werden in die Prostitution gezwungen. Und wie vor Hunderten von Jahren finden unfreie Menschen und die Produkte ihrer Arbeit den Weg nach Europa.

Frauen

Beinahe zwei Drittel der Opfer von moderner Sklaverei sind Frauen. Von den weltweit mindestens 67 Millionen Hausangestellten sind 80 Prozent Frauen und Mädchen. Viele von ihnen leben in sklavereiähnlichen Umständen. Hinter den verschlossenen Türen der Privathaushalte lauert die Gefahr sexueller, physischer und psychischer Übergriffe. Solchen Bedingungen sind migrantische Frauen im Nahen Osten, Arbeitsmigrantinnen innerhalb Indiens und Kinder in Peru und Tansania ausgesetzt.

Weltweit ist sexuelle Gewalt gegen Frauen ein fester Bestandteil ihrer Versklavung. Dazu gehören rituelle Hochzeiten in Ghana und Zwangsheiraten von Minderjährigen, etwa in Afghanistan und Indien. Nach Schätzungen von Unicef werden elf Prozent der zwangsverheirateten Mädchen vor ihrem 15. Lebensjahr verheiratet.

In Nigeria, Syrien und im Irak wurden Frauen im vergangenen Jahrzehnt zur Beute in Konflikten: Von der Terrormiliz Boko Haram und vom IS verschleppt, vergewaltigt und zwangsverheiratet.

Manche Frauen, die durch Migration der Armut zu entfliehen versuchen, müssen im Zielland die Kosten für ihre Reise oder Flucht durch Prostitution abarbeiten. Andere entscheiden sich zwar bewusst für Sexarbeit im Zielland, werden aber über die Arbeitsbedingungen getäuscht. Ihre Kunden warten auch in Deutschland.

2021 standen in Dresden die mutmaßlichen Drahtzieher von Zwangsprostitution vor Gericht: Ein »Löcherboy« lockte bulgarische Frauen mit vorgetäuschten Liebesbeziehungen nach Deutschland und zwang sie nach der Ankunft mit seiner Partnerin gewaltsam in die Prostitution.

Kinder

Seit der Jahrtausendwende verdammen die Übereinkommen der ILO und der Vereinten Nationen Kinderarbeit. Doch die Zahl der Minderjährigen, die in den beiden wichtigsten Kakaoproduktionsländern Ghana und Elfenbeinküste arbeiten, nahm seither noch zu.

Nach Schätzungen ernten dort 1,5 Millionen Kinder die Hauptzutat für Süßes, das weltweit in Supermarktregalen landet. Lange Arbeitszeiten, Kontakt mit Pestiziden und Chemikalien sowie Verwundungen durch Erntewerkzeuge sind für sie Alltag.

2021 reichten acht ehemalige Opfer vor einem US-Gericht Klage gegen Nestlé, Hershey, Mondelez und weitere Schokoladenmultis ein. Das Gericht wies die Klage ab, weil die Verbindung zwischen den Unternehmen und den Plantagen nicht überzeugend belegt werden konnte.

Auch als Soldaten werden Kinder zwangsverpflichtet: Eine Viertelmillion Minderjährige wurden 2020 für Kampfhandlungen rekrutiert, 40 Prozent davon waren Mädchen. Auf die Trennung von ihrer Familie folgen oft körperliche, sexuelle und psychische Gewalt, erzwungener Drogenmissbrauch und schließlich der Zwang, selbst zu foltern und zu morden.

Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter

Mit Investitionen in den Sport versuchen manche arabische Staaten ihr Image im Westen aufzupolieren – und setzen beim Bau der Sportstätten Menschen unter sklavereiähnlichen Bedingungen ein. So wurden die Stadien für die Fußballweltmeisterschaft 2022 in Katar von ausländischen Arbeitskräften aus Nepal, Indien, Sri Lanka und Bangladesch errichtet. Sie kamen zwar freiwillig ins Land, nach der Ankunft nahm man ihnen aber die Pässe ab. 2014 berichtete die britische Zeitung »The Guardian«, dass alle zwei Tage ein Arbeiter auf den WM-Baustellen sterbe. Katar kündigte Reformen an, doch der Menschenrechtsorganisation Amnesty International zufolge wurde davon wenig umgesetzt. Auch Sicherheitsfirmen für die WM wird Zwangsarbeit vorgeworfen.


In China ist Zwangsarbeit staatlich organisiert. Die Regierung interniert die verfolgte muslimische Minderheit der Uiguren nicht nur in sogenannten Umerziehungslagern. Das Center for Global Policy deckte 2020 auf, dass mindestens 570 000 Uiguren in der Region Xinjiang auf staatliches Geheiß Baumwolle pflücken müssen. Die Regierung stritt die Vorwürfe ab. Aus Xinjiang gelangt Baumwolle auch an die deutsche Textilwirtschaft. 2021 reichte das Berliner European Center for Constitutional and Human Rights Klage gegen Hugo Boss, C & A, Aldi Nord, Aldi Süd und Lidl ein, weil sie Beziehungen zu Textilfirmen in Xinjiang unterhielten und damit mutmaßlich von Zwangsarbeit profitierten.

Menschen in prekären Verhältnissen

Die Hälfte aller Menschen in unfreien Arbeitsverhältnissen befindet sich nach aktuellen Zahlen der ILO in Schuldknechtschaft. Sie verschulden sich, um an Arbeit zu gelangen und müssen diese Schulden dann abarbeiten.

Nach der Abschaffung der Sklaverei wurde das Instrument genutzt, um die einst Versklavten als Arbeitskräfte auf den Plantagen zu halten. Heute begeben sich manche Arbeiterinnen und Arbeiter aus Not in Schuldknechtschaft: Arbeitsmigranten aus Kambodscha, Indonesien, den Philippinen und Myanmar fischen bei mangelnder Sicherheit, katastrophaler Versorgung und viel zu langen Arbeitszeiten Fisch und Meeresfrüchte, die auch in Europa auf dem Teller landen. Nach Schätzungen der ILO schufteten zwischen 57 000 und 100 000 Menschen auf solchen Schiffen. Die Arbeit auf hoher See erschwert den Behörden die Überwachung und Bekämpfung.

In Kambodscha führen ausgerechnet Mikrokredite, die Menschen aus der Armut befreien sollten, in die Schuldknechtschaft: Können die Kreditnehmer ihre Zinsen nach einer schlechten Ernte nicht bedienen, bieten ihnen Ziegeleien einen Kredit an – den sie abarbeiten müssen. Schon Kinder verarbeiten von Hand die nassen Tonklumpen zu fertigen Ziegeln, das Fabrikgelände dürfen sie nicht verlassen. Manche Familien arbeiten über Generationen unter diesen Bedingungen.



Zusammenstoß

Schwarze Demonstranten protestieren nach dem von Polizisten verursachten Tod von George Floyd im Mai 2020 gegen Polizeigewalt.

Die Schuld und das Geld



Nachwirkungen Bis heute leiden die Nachfahren Versklavter in den USA unter Diskriminierung, sozialer und wirtschaftlicher Benachteiligung. Nicht nur dort wird der Ruf nach Reparationen lauter. *Von Thembi Wolf*

Jonesboro, Bundesstaat Georgia, 1865: Das Ende des Amerikanischen Bürgerkrieges und die Ratifizierung des 13. Verfassungszusatzes beenden die Ära der Sklaverei in den Vereinigten Staaten.

Auch Melvinia, eine dunkelhaarige junge Frau mit dicken Locken und kakaofarbener Haut, ist nun endlich frei. Mit etwa 14 Jahren hatte sie das Kind eines weißen Mannes bekommen. Sie sprach nie darüber, ob sie aus Liebe – also freiwillig – schwanger geworden war.

Auch den Namen des Vaters hielt sie geheim. Erst fünf Generationen später erfuhr ihre Urururenkelin von ihrer Geschichte: Michelle Obama, damals First Lady der USA. Die Journalistin Rachel L. Swarns recherchierte akribisch für ihr Buch »American Tapestry« (»Amerikanischer Flickenteppich«), das Obamas Familiengeschichte bis ins Detail nachvollzieht.

Die allermeisten der heute rund 47,5 Millionen in den USA lebenden schwarzen US-Amerikanerinnen und -Amerikaner haben Versklavte in ihrer Familiengeschichte. Ihre Vorfahren sind die rund elf Millionen Menschen, die man im Rahmen des Transatlantikhandels von Afrika nach Amerika verschleppte. Bis zu zwei Millionen Menschen sollen schon auf den Schiffen auf dem Weg nach Amerika umgekommen sein. Und mindestens zwölf amerikanische Präsidenten hielten selbst Sklaven.

Mit Michelle Obama zog 2009 erstmals ein von Sklaven abstammender Mensch ins Weiße Haus ein. Melvinia war nicht die einzige versklavte Person in ihrer Familie. Ihre Geschichte ist, wie die vieler Menschen in den Vereinigten Staaten, ein Flickenteppich. Unter ihren Vorfahren waren Versklavte in South Carolina, Georgia, Virginia und Kentucky. Barack Obama, Sohn eines kenianischen Ökonomen, hat dagegen keine solche Ahnen.

Die Frage, wer von Sklavenhaltern, wer von freien Einwanderern und wer von Sklavinnen abstammt, ist noch heute identitätsstiftend in den USA – und hochpolitisch. Der angebliche »Melting Pot«, der Schmelztiegel Amerika, fußt auf einem Trauma, das noch heute Leben und Alltag der Menschen bestimmt. Das manchen immensen Reichtum bescherte und vielen einen Startvorteil, einer großen, ethnisch definierten Bevölkerungsgruppe aber Nachteile, Diskriminierungen und unermessliches Leid.

Oder doch messbares Leid? 86 Prozent der schwarzen Amerikanerinnen und Amerikaner befürworteten laut einer Umfrage im Jahr 2021 finanzielle Reparationen, also Wiedergutmachungen, an die Nachkommen Versklavter. Das Thema ist nicht neu. Schon 1865, als Melvi-

Unrecht aufzuarbeiten, es anzuerkennen und zu ahnden ist die Grundlage für ein auf dem Gleichheitsprinzip beruhendes Staatswesen. Versöhnung ist das Fundament der Demokratie.



nia freigelassen wurde, gab die US-Regierung ein Versprechen: Ehemalige Sklaven sollten 40 Morgen Land bekommen, auch Maulesel wurden in Aussicht gestellt. Gehalten wurden diese Versprechen nicht.

Die Idee, die Leidtragenden der Sklaverei durch Geld zu entschädigen, bekam erst 1989 eine legislative Form. Der Demokrat John Conyers brachte den Gesetzentwurf H. R. 3745 ein, einen Antrag zur Einrichtung einer Reparationskommission. Für die nächsten 30 Jahre wiederholte er das jedes Jahr. Und scheiterte, immer wieder.

Es ist ein klassisches Dilemma der Vergangenheitsarbeit. Unrecht aufzuarbeiten, es anzuerkennen und zu ahnden ist die Grundlage für ein auf dem Gleichheitsprinzip beruhendes Staatswesen. Versöhnung ist das Fundament der Demokratie. Andererseits sind die Parameter dieser Versöhnung kompliziert: Wer sollte wie viel Geld erhalten – und wann? Was ist ein gelynchter Sklave, eine vergewaltigte Sklavin wert? Wie beziffert man den Schaden aus mangelnden Bildungs-, Karriere- und Entwicklungschancen? Wann immer darüber diskutiert wurde: Die Abwägung und Aufrechnung erschien stets unethisch. Es gibt keine Maßeinheit für Leid.

2014 wagte sich der schwarze Journalist Ta-Nehisi Coates mit frischem Blick an die Reparationsdebatte. 150 Jahre nach Ende der Sklaverei und rund 50 Jahre



Konfrontation
 Protestierten Afro-amerikaner in den Sechzigerjahren für ihre Rechte, trat die US-Staatsgewalt oft in bedrohlicher Pose auf (Memphis, 1968).

nach Abschaffung der rassistischen Jim-Crow-Gesetze. In einem Essay für das Magazin »The Atlantic« machte Coates den Versuch, dem durch die Sklaverei verursachten Leid einen materiellen Wert beizumessen. Der Weg der einst Versklavten in die freie Gesellschaft begann mit monetärer Benachteiligung:

Südstaatsoldaten erhielten eine Rente, die befreiten Sklaven bekamen nichts.

Akribisch verfolgte Coates in seinem Artikel die Geldflüsse durch die Geschichte. Weil nach Ende der Sklaverei Schwarze nur in bestimmten Gegenden Land erwerben durften, besitzen sie deutlich weniger wertvollen Grundbesitz. Viele verloren ihr Hab und Gut an Weiße, erlitten Ungerechtigkeiten im Alltag, bekamen keine Schulbusse und keine Gesundheitsversorgung. Noch heute seien Schulen in schwarzen Vierteln systematisch unterfinanziert, argumentiert Coates. Nur durch die Folgen der Sklaverei seien die Menschen dort arm geblieben.

Für all das müsse der Staat Verantwortung übernehmen. »Wiedergutmachung«, schrieb Coates, »ist der Preis, den wir zahlen müssen, um uns selbst richtig sehen zu können.« Reparationen bedeuteten »die volle Akzeptanz unserer kollektiven Biografie und ihrer Folgen«. Sie zu zahlen heiße, sich »vom Rausch der Hybris zu verab-

schieden und Amerika so zu sehen, wie es ist – das Werk fehlbarer Menschen«.

Gedanken, die viel Beifall fanden, aber auch auf Skepsis trafen. Noch 2016 sagte Barack Obama, die Wunden der Sklaverei könnten nicht so einfach durch Geld ausgeglichen werden.

Mit den Black-Lives-Matter-Demonstrationen im Sommer 2020 änderte sich der öffentliche Diskurs. Plötzlich war überall von »strukturellem Rassismus« die Rede: Benachteiligungen für schwarze Menschen, die tief in die Organisation eines Staates eingraviert seien. Er halte sie von ökonomischem und Bildungserfolg fern – und von politischem Einfluss, heißt es.

Im Bundesstaat Kalifornien werden die Reparationen nun vom Gedankenspiel zur Realität. Der demokratische Gouverneur Gavin Newsom unterzeichnete 2020 ein Gesetz zur Einrichtung einer Kommission, die erarbeiten soll, wie man Reparationen umsetzen könnte.

Kalifornien hat eine besonders unrühmliche rassistische Geschichte. Nach Ende der Sklaverei wurde der Bundesstaat zu einer Hochburg des rassistischen Ku-Klux-Klans. In den Zwanzigerjahren richtete der Geheimbund mehr Zusammenkünfte in Kalifornien aus als in den Südstaaten Mississippi und Louisiana. Noch in den Fünfziger- und Sechzigerjahren zerstörte die Stadtverwaltung San Franciscos in einem von Afroamerikanern bewohnten Viertel etliche Häuser, schloss 883 Geschäfte und vertrieb damit etwa 20 000 Menschen aus ihrem Quartier.

Doch wer soll Wiedergutmachung erfahren und in welchem Umfang? Die neunköpfige kalifornische Taskforce besteht aus acht schwarzen Menschen und einem japanisch-amerikanischen Teilnehmer. Sie sind Bürgerrechtler, Anwältinnen und Experten für Reparationsfragen. Die Gruppe betreibt Pionierarbeit.

Im Juni 2022 legte sie einen ersten, knapp 500-seitigen Zwischenbericht vor. Er ist vor allem eine Bestandsaufnahme dessen, was alles wiedergutzumachen ist. Er führt auf, wie auch die Nachkommen der Versklavten von Wohnungsbau und Bildung bis hin zu Arbeitsmarkt und Rechtssystem benachteiligt wurden und werden. Auch erste Empfehlungen finden sich darin. Eine formelle Entschuldigung beispielsweise. Aber auch: Geldzahlungen.

So könnte der Staat Kalifornien beispielsweise schätzen lassen, wie viele der von Afroamerikanern geführten Unternehmen und wie viel des schwarzen Eigentums in Kalifornien durch rassistischen Terror gestohlen oder zerstört wurde. Und diesen Betrag dann zum Nutzen schwarzer Menschen in Kalifornien einsetzen: als Wohngeld, als zinslose Darlehen für Geschäftsgründungen oder den Kauf von Immobilien. Spätestens im Sommer 2023 soll der Abschlussbericht der Kommission erklären, wie mit dem errechneten Schaden umgegangen wird. Wie soll bezahlt werden, in welcher Höhe und wann?

Auch auf Bundesebene zeichnet sich Bewegung ab. Der Kongressabgeordnete John Conyers starb 2019, ohne dass seine Gesetzesinitiative Realität wurde. Seiner Kollegin Sheila Jackson Lee aber gelang nach seinem Tod, mit dem Entwurf eine wichtige Hürde zu nehmen: Im April 2021 beschloss der Justizausschuss des Repräsen-

tantenhauses, über den Gesetzentwurf, der jetzt die Nummer H. R. 40 trägt, im Plenum der Kongresskammer zu beraten. Stimmt der Kongress zu, soll eine Kommission die Möglichkeit US-weiter Reparationen ausloten.

Die Arbeit solcher Kommissionen ist ein Minenfeld. Im März hatte die kalifornische Kommission sich mehrheitlich dafür ausgesprochen, die Anspruchsberechtigung an die Abstammung zu knüpfen. Reparationen bekommt demnach, wer als Nachkomme von in den USA versklavten Afroamerikanern definiert wird oder von freien Schwarzen, die vor Ende des 19. Jahrhunderts im Land lebten. Die renommierte Menschenrechtsanwältin Lisa Holder war Teil der »Reparations Task Force« und kritisierte die – knappe – Entscheidung. Nur ein kleiner Teil der von Rassismus Betroffenen profitiere dann von den Zahlungen.

Denn Michelle Obama würde Zahlungen erhalten, wäre sie Kalifornierin. Eine Immigrantin aus dem Senegal dagegen nicht – obwohl beide Nachteile aus rassistischer Diskriminierung erfahren mögen. Der Aufwand, den es brauchte, die Geschichte von Melvinia zu rekonstruieren, zeigt auch, wie schwer es ist, den Weg der eigenen Familie Jahrhunderte in die Vergangenheit zurückzuverfolgen.

Private Akteure haben es angesichts solch grundlegender Gerechtigkeitsfragen bei Reparationszahlungen leichter als der Staat. Die Universität Georgetown hat angekündigt, 400 000 Dollar im Jahr als finanzielle Hilfen für die Nachkommen jener 272 Sklaven bereitzustellen, die von den Jesuiten, die die Universität einst gegründet haben, verkauft worden waren. Auch private Unternehmen werden sich ihrer historischen Verantwortung bewusst. Der Versicherungsriese Lloyd's of London will für seinen Profit am transatlantischen Sklavenhandel Abbitte leisten. Lloyd's versicherte einst Sklaventransporte. Der Gegenwert der versklavten Menschen war damals üblicherweise als Fracht abgesichert, wie bei Tiertransporten. Ersatz gab es, wenn Menschen ertranken, nicht aber wenn sie durch Krankheit »verdarben«. Ging auf den Schiffen Nahrung oder Trinkwasser aus, warfen Schiffskapitäne deshalb angekettete Menschen lebendig in den Ozean. »Es gibt einige Aspekte unserer Geschichte, auf die wir nicht stolz sind«, sagte ein Firmenvertreter anlässlich der Ankündigung der privaten Reparationszahlungen.

Es dauert allerdings nie lange, bis Kritik an derlei symbolischen, privaten Reparationen aufkommt. Ein Nachkomme der von Jesuiten versklavten Menschen aus Georgetown sagte dem Onlinemagazin »Quartz«, der Fonds gebe Institutionen, die hauptsächlich von Weißen geleitet werden, die Möglichkeit, steuerabzugsfähig zu spenden. Das sei sicher keine Umverteilung von Wohlstand. »Sie opfern

In der Schule riet man ihr vom Abitur ab. Als sie Optikerin werden wollte, sagte man ihr, schwarze Hände in einem weißen Gesicht, das ginge nicht.

nicht wirklich etwas. Ich sehe das nicht als Reparationen.«

Deutschland hat keine Sklaven im großen Stil verschifft. Trotzdem, argumentieren Historiker wie der Kolonialismusforscher Jürgen Zimmerer, gebe es eine rassistische Kontinuität, die aus der Kolonialzeit ins Heute reiche – und damit auch eine historische Verantwortung. Sicher gegenüber den Nachfahren der von deutschem Genozid und Kolonialgewalt betroffenen Länder und gegenüber den schwarzen Opfern des Nationalsozialismus.

Aktivistinnen und Aktivisten gehen aber noch weiter: Verantwortung gebe es auch all jenen gegenüber, die Generationen später noch immer von den Nachteilen betroffen sind, die der Rassismus begründete, der wiederum Sklaverei und Kolonialismus legitimierte. Sie argumentieren oft auf Basis der sogenannten Critical Race Theory. Das Weißsein und seine vermeintliche Überlegenheit stecke in allen Dingen und Strukturen, allen Gedanken und Theorien – und das schon sehr lange.

So könnten wir auch hierzulande eine ökonomische Rechnung aufmachen. Ein Beispiel: Der Schauspieler Louis Brody kam 1911 aus der Kolonie Kamerun nach Deutschland. Er blieb mit seiner Familie hier, auch während der Nazizeit und darüber hinaus. Seine Enkelin Abenaa wurde 1960 in West-Berlin geboren, sie und ihre Tochter Antonia haben formell keinen Migrationshintergrund mehr. Sie erleben aber, dass sie wie Migranten behandelt werden – mit den Diskriminierungen und Benachteiligungen, die damit oft einhergehen.

Abenaa machte ihre Erfahrungen öffentlich: Schon als Kind im Schwimmbad habe sie sich wegen ihrer Hautfarbe nicht wohlfühlt. In der Schule riet man ihr vom Abitur ab, sprach keine Empfehlung dafür aus. Als sie Optikerin werden wollte, sagte man ihr, schwarze Hände in einem weißen Gesicht, das ginge nicht. Bei einem Vorstellungsgespräch wartete sie vor der Tür und hörte drinnen Aufruhr um das Aussehen der Bewerberin: Da sitze eine Schwarze, »was machen wir denn jetzt?«.

Erfahrungen, die für Millionen Menschen in Deutschland zum Alltag gehören, selbst wenn sie formell keine Migranten sind. Es reicht, nicht »deutsch« auszusehen. Das zeigte auch die Umfrage »Afrosensus« im Sommer 2020. Die unter anderem von der Antidiskriminierungsstelle des Bundes geförderte Erhebung sollte Schwarze und ihre Situation in Deutschland sichtbarer machen, durch eine quantitative und qualitative Befragung.

Die Ergebnisse erinnern an die USA: Für die rund 6000 Befragten gab es keinen Lebensbereich, in dem Diskriminierung und Rassismus keine allgegenwärtigen Probleme sind. Sie beklagen schlechtere Gesundheitsversorgung, dass sie schwerer an einen Job oder eine Wohnung kommen und an Schulen und Universitäten bei gleicher Leistung oft schlechtere Bewertungen als andere erhalten.

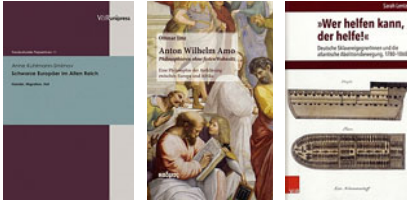
Die Autoren empfehlen, was sich so oder so ähnlich auch im kalifornischen Bericht findet: bessere Bildung und Stärkung der schwarzen Community. Aufarbeitung von Unrecht wie ungerechtfertigter Polizeigewalt und einen faireren Immobilienmarkt. Und: Reparationen.

Unrecht Die Black-Lives-Matter-Bewegung prangert in den USA rassistische Gewalt an. Im Juni 2020 projizierte sie das Gesicht des getöteten George Floyd auf die Statue des Südstaatengenerals Robert E. Lee.



Sachbücher

Empfehlungen unserer beratenden Fachleute



Anne Kuhlmann-Smirnov:

»Schwarze Europäer im Alten Reich. Handel, Migration, Hof«

Vandenhoeck & Ruprecht; 373 Seiten; 50 Euro.

Das Buch untersucht die Rolle von schwarzen Menschen an europäischen Höfen sowie deutsche Berührungspunkte mit transatlantischem und mediterranem Sklavenhandel.

Ottmar Ette: »Anton Wilhelm Amo. Philosophieren ohne festen Wohnsitz. Eine Philosophie der Aufklärung zwischen Europa und Afrika«

Kadmos; 172 Seiten; 19,90 Euro.

Der Band beleuchtet, wie der von der Goldküste verschleppte Anton Wilhelm Amo vom »Versuchsobjekt«, dem man Bildung angedeihen lässt, zum Denker der Aufklärung wurde.

Sarah Lentz: »Wer helfen kann, der helfe«

Vandenhoeck & Ruprecht; 456 Seiten; 85 Euro.

Lentz dokumentiert, wie sich deutsche Aktivistinnen und Aktivisten im 18. und 19. Jahrhundert in den sklavereikritischen Diskurs einbrachten und mit angloamerikanischen Protagonisten der Abolitionsdebatte vernetzten.

Diese Bücher empfehlen Professorin Rebekka von Mallinckrodt, die zu Sklaverei und Unfreiheit im Deutschland des 16. bis 18. Jahrhunderts forscht, und Michael Zeuske, Historiker mit Schwerpunkt auf die Atlantische Sklaverei (siehe Seite 22).

Film



Außenseiter am Hof

»Angelo« Die filmische Biografie Angelo Solimans aus dem Jahr 2018 ist keine leichte Kost. Umgesetzt hat sie der österreichische Regisseur Markus Schleiner, was naheliegt: Soliman wurde in seinen Wiener Jahren zur Berühmtheit, und wie man posthum mit ihm umging, ist heute berüchtigt. Erst 2011 sorgte eine von dem Historiker Philipp Blom kuratierte Ausstellung im Wien Museum für die Wiederentdeckung des lange Vergessenen. Auch Bloms Buch zur Ausstellung trug dazu bei, dass der »Hofmohr« Angelo heute als historische Figur wahrgenommen wird. Schleiners Film ist mehr Beobachtung als Dramatisierung: Bedächtig erzählt, mit kargen, aber gewählten Dialogen begleitet er die historische Figur Soliman. Vor allem aber dokumentiert er die Kulturlosigkeit der scheinbar Kultivierten. Erhältlich als DVD, circa 20 Euro.

Museen

Auf Spurensuche in Deutschland und Großbritannien



Historisches Museum Hannover

Die Ausstellung »Von goldenen Kutschen und kolonialer Vergangenheit« blickt auf die Zeit, als die Hannoveraner die englischen Herrscher stellten – und England zur kolonialen Großmacht aufstieg, die massiv von Sklaverei profitierte. Die Schau sucht nach Verbindungen und Profiteuren. Sie ist noch bis zum 13. November 2022 zu sehen.

International Slavery Museum Liverpool

Das Museum der einstigen »Sklavenstadt« Liverpool gehört zu den wenigen, die sich dezidiert mit der Geschichte der transatlantischen Sklaverei auseinandersetzen. Dauerausstellungen widmen sich außerdem der Identität und den Erfahrungen der schwarzen Community in Liverpool und der Dokumentation von Formen und Folgen moderner Sklaverei.

Online-Ressourcen

Zeugnisse und Datenbanken

Sklavenschiffe

Die Datenbank verzeichnet Täter, Opfer und Eckdaten von mehr als 36 000 Transporten von Versklavten zwischen 1514 und 1866: bit.ly/Sklavenschiffe

Schicksale

Das Rijksmuseum Amsterdam erzählt anhand von zehn Biografien die Verstrickung der Niederlande in die Sklaverei: bit.ly/sklaverei-ausstellung

US-Erbe

Das National Museum of African American History und Culture zeigt die Bedeutung der Sklaverei bei der Gründung der USA: bit.ly/Sklaverei_und_Freiheit

Lektüretipps

Sklaverei gestern und heute

Andreas Eckert: »Geschichte der Sklaverei. Von der Antike bis ins 21. Jahrhundert«

C. H. Beck; 128 Seiten; 9,95 Euro.

Das Buch liefert einen knappen Einstieg ins Thema und blickt auf die weltweite Entwicklung der Sklaverei.

Mario Klarer (Hg.): »Verschleppt, verkauft, versklavt. Deutschsprachige Sklavenberichte aus Nordafrika (1550–1800)«

Vandenhoeck & Ruprecht; 249 Seiten; 40 Euro.

Der Band versammelt autobiografische Berichte von Europäerinnen und Europäern, die in der frühen Neuzeit in Nordafrika versklavt wurden und meist nur gegen Lösegeld wieder freikamen.

Rosa Luxemburg Stiftung (Hg.): »Atlas der Versklavung«

Bonifatius; 60 Seiten; kostenlos als Download oder Broschüre bestellbar.

Die Publikation trägt aktuelle Zahlen und Fallbeispiele für moderne Formen der Sklaverei zusammen. Sie schöpft aus Quellen von Regierungen, Gewerkschaften und NGOs.



GEKOMMEN, um zu BLEIBEN: Die Fortsetzung des SPIEGEL-Bestsellers



224 Seiten | 15,00 € | Auch als E-Book erhältlich

Auch nach einigen Jahren in Deutschland hält der Alltag in Rotenburg (Wümme) noch so manche skurrile Eigenheit der neuen Landsleute bereit:

Beste Erzählstoff für die warmherzig-charmanten Texte des beliebten Autorenteamteams Samer Tannous und Gerd Hachmöller!

Foto- / Bildnachweise

Titel akg images **Seite 3** British Library / akg images **Seiten 4–5** Collection of the Smithsonian National Museum of African American History and Culture, Gift of the Garrison Family in memory of George Thompson Garrison, Daniel Lindner / SPSG / bpk, Library of Congress, David Klammer / laif **Seiten 6–13** Collection of the Smithsonian National Museum of African American History and Culture (3), Library of Congress (3), akg images **Seiten 14–21** Illustrationen: Jörn Kaspuhl / SPIEGEL Geschichte (alle) **Seiten 22–31** National Portrait Gallery, London / bpk, Bulloz / RMN-GP / bpk, Martin Franken / Ethnologisches Museum, SMB / bpk, akg images (3), Philippe Maillard / akg images (2), Indra Desnica / DHM / bpk, Britta Frenz, Collection of the Smithsonian National Museum of African American History and Culture **Seiten 32–35** British Library / akg images (2), Erich Lessing / akg images (2), The British Library / HIP / TopFoto, Liszt Collection / akg images (2), Adoc Photos / bpk **Seiten 36–40** Gérard Blot / RMN – Grand Palais / bpk, Wikipedia, Münzkabinett SMB / bpk **Seite 41** Illustration: Frank Höhne / SPIEGEL Geschichte **Seiten 42–45** The Trustees of the British Museum / British Museum Image / bpk (2), Bridgeman Art Library, Illustration: Frank Höhne / SPIEGEL Geschichte **Seiten 46–53** Bridgeman Art Library (6), Royal Geographic Society / Getty Images, Pictures from History / akg images, Hulton Archive / Getty Images (2), Mary Evans / INTERFOTO (3) **Seiten 54–56** Bridgeman Art Library, Adoc Photos / bpk, Liszt Collection / akg images **Seite 57** Illustration: Frank Höhne / SPIEGEL Geschichte **Seiten 58–65** akg images (2), Jörg P. Anders / SPSG / bpk, Erich Lessing / akg images, Inv.-Nr.: GR 08/10 HZ Sammlung Stiftung Stadtmuseum Berlin Reproduktion: Michael Setzpfandt, Berlin, Münzkabinett SMB / bpk (2) **Seiten 66–71** Sven Döring / laif / SPIEGEL Geschichte (alle) **Seiten 72–75** Mel Boas / Fred Manschot / Het Herrnhutter Huis Zeist **Seiten 76–80** Royal Danish Library (4), Heritage Images / akg images **Seite 81** Illustrationen: Frank Höhne / SPIEGEL Geschichte **Seiten 82–87** Library of Congress, Pete Souza / The White House, Gonzalo Azumendi / laif, Johannes Art / SPIEGEL Geschichte, Alex Robinson / Robert Harding / laif, Sam Vox / SPIEGEL Geschichte **Seiten 88–93** Bridgeman Art Library (2), Gérard Blot / RMN Grand Palais / bpk, Science Source / akg images, Manuel Cohen / akg images, Bridgeman Art Library **Seite 97** Illustration: Frank Höhne / SPIEGEL Geschichte **Seiten 98–102** Bridgeman Art Library (4), Alamy / mauritius images (2), akg images **Seite 103** Illustration: Frank Höhne / SPIEGEL Geschichte **Seiten 104–110** Bridgeman Art Library (2), Bayerische Staatsgemäldesammlungen / bpk, akg images, Superstock / INTERFOTO, Erben nach Fürst Pückler in Branitz bei der Stiftung Fürst-Pückler-Museum Park & Schloss Branitz **Seite 111** Illustration: Frank Höhne / SPIEGEL Geschichte **Seiten 112–118** Gilbert Studios Washington, D.C., Heritage Images, Science Source / akg images, Library of Congress, Granger, NYC / INTERFOTO, Hulton Archive / Getty Images (2), Collection of the Smithsonian National Museum of African American History and Culture **Seite 119** Illustration: Frank Höhne / SPIEGEL Geschichte **Seiten 120–126** akg images (3), Haeckel Archiv / picture alliance / ullstein bild, Archiv Basler Mission, Basel Inv. QE-30.107.0022, Walther Dobbertin, Bundesarchiv, Signatur Bild 105-DOA3491 **Seite 127** Illustration: Frank Höhne / SPIEGEL Geschichte **Seiten 128–132** picture alliance / dpa, U.S. ARMY SIGNAL CORPS, imago images **Seite 133** Illustration: Frank Höhne / SPIEGEL Geschichte **Seite 134–135** William Daniels / Panos Pictures / Visum **Seite 136–141** Charlie Kelly / AP / dpa, Tasos Katopodis / Getty Images, Alex Wong / Getty Images **Seiten 142–143** Ellen Stockmar / ROSA-LUXEMBURG-STIFTUNG, Grandfilm, Gary William Smith / International Slavery Museum, Liverpool **Seite 145** Heinrich Hoffmann / Bayerische Staatsbibliothek, Bundesarchiv, Signatur Bild 102-02920A, Florian Manz / DER SPIEGEL, United Archives / picture alliance / dpa

Impressum

SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon: 040 3007-0, -2700 (Kundenservice), Telefax: 040 3007-2246 (Verlag), 040 3007-2247 (Redaktion), E-Mail: spiegelgeschichte@spiegel.de **Herausgeber** Rudolf Augstein (1923–2002) **Chefredaktion** Steffen Klusmann (V.i.S.d.P.), Dr. Melanie Amann, Thorsten Dörting, Clemens Höges **Redaktionsleitung** Jochen Leffers, Dr. Eva-Maria Schnurr **Redakteurinnen dieser Ausgabe** Jasmin Lörchner, Frank Patalong **Redaktion** Dr. Felix Bohr, Solveig Grothe, Christoph Gunkel, Dr. Katja Iken, Dr. Danny Kringiel, Martin Pfaffensteller **Gestaltung** Jens Kuppi, alphabeta GmbH, Geschäftsleitung: Dr. Jessica Renndorfer, Jan Gerds **Bildredaktion** Anke Wellnitz **Chefin vom Dienst** Anke Jensen **Schlussredaktion** Regine Brandt, Lutz Diedrichs, Dörte Karsten **Dokumentation** Stephanie Hoffmann; Johanna Bartikowski, Dr. Heiko Buschke, Imko Haan, Renate Kemper-Gussek, Ulrich Klötzer, Mara Kupper, Julia Lange, Rainer Lübbert, Sonja Maaß, Dr. Marc Theodor, Nina Ulrich, Malte Zeller **Titelbild** Teamleitung: Johannes Unselt; Suze Barrett, Pia Pritzel **Organisation** Corinna Engels, Heike Kalb, Kathrin Maas **Produktion** Kathrin Beyer, Sonja Friedmann, Linda Grimmecke, Katrin Zabel **Herstellung** Silke Kassuba; Andreas Allzeit **Verantwortlich für Anzeigen** Hannes Engler **Anzeigenobjektleitung** Sabine Schramm-Lühr **Mediaberater und Tarife** Telefon: 040 3007-3616; www.spiegel.media **Verantwortlich für Vertrieb** Torben Sieb **Druck** appl druck GmbH, Wemding **Objektleitung** Manuel Wessinghage. **Geschäftsführung** Thomas Hass (Vorsitzender), Stefan Ottlitz © SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG, September 2022 ISSN 1868-7318

Abonnementbestellung

Coupon bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an:

SPIEGEL-Verlag,
Abonentenservice,
20637 Hamburg
oder per Fax: 040 3007-3070

Ich bestelle SPIEGEL GESCHICHTE

für € 8,00 pro Ausgabe

für € 8,00 pro digitale Ausgabe

für € 1,50 pro digitale Ausgabe zusätzlich zu meinem laufenden Printabonnement

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort

E-Mail (notwendig, falls digitale Ausgabe erwünscht)

SPIEGEL GESCHICHTE erscheint sechsmal im Jahr. Ich zahle nach Erhalt der Rechnung.

Alle Preise inkl. MwSt. und Versand. Das Angebot gilt nur in Deutschland.

Hinweise zu den AGB und meinem Widerrufsrecht finde ich unter www.spiegel.de/agn.

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

SG-IMPR; GD-IMPR; GD-IMUP



Die Deutschen im Nationalsozialismus

Das »Dritte Reich« brachte Terror, Vernichtungskrieg und Völkermord über die Welt. Die nächste Ausgabe von SPIEGEL GESCHICHTE erklärt, warum die meisten Deutschen den »Führer« Adolf Hitler trotzdem jahrelang unterstützten – und ihm bis in den Untergang folgten.



Unterdrückung Nach ihrem Machtantritt 1933 begann die Jagd der Nationalsozialisten auf politische Gegner und Juden. Die ersten Konzentrationslager entstanden, in denen Gewalt und Folter herrschten.



Propaganda Die Nationalsozialisten erkannten früh die Macht von Funk, Film und Zeitungen. Durch die Gleichschaltung der Presse konnten sie ihre Hassparolen widerspruchslos verbreiten.



Profite Millionen Deutsche waren Nutznießer der staatlich legitimierten »Arisierungen« jüdischer Geschäfte. Im Krieg kauften viele zu Spottpreisen geraubte Möbel deportierter und ermordeter Menschen.

Das neue Heft erscheint am 22. November 2022.

Zum Schluss

Diesmal: »Was heißt hier Sklave?« Abhängig von Ort, Zeit und Sprache fanden Menschen unterschiedliche Bezeichnungen für Versklavte. Immer waren damit unfreie, entrechtete Menschen gemeint – doch die Vorstellungen, die man damit verband, variierten. Was also ist im Wortsinne gemeint, wenn man in unterschiedlichen Sprachen »Sklave« sagt?

BEZEICHNUNGEN FÜR SKLAVEN ...



... UND WAS SIE BEDEUTEN

- **»Slawe«**
 Schon in der Antike jagten Sklavenjäger in Osteuropa nach Menschen, später taten dies auch Araber, Franken und Wikinger. Die Wörter »Slawe« und »Sklave« wurden dadurch zu Synonymen: Ein Sklave zu dieser Zeit war meist Slawe.
- **»Gefangen«**
 Viele Bezeichnungen machen klar, wie man zum Sklaven wurde: oft durch Niederlage in Kampf oder Krieg oder als Beute bei Überfällen. Viele Sklavenbezeichnungen sind gleichbedeutend mit »gebunden«, »gefesselt« oder »Kriegsgefangener«.
- **»Machen«**
 In manchen Sprachen ist derjenige ein Sklave, der ohne eigene Rechte arbeiten, also »werken« oder »machen« muss. Das konnten gekaufte oder erbeutete Menschen sein, aber auch solche, die Schuld oder Strafe abarbeiten hatten.
- **»Sprachlos«**
 Auch »darf nicht sprechen«, »Person ohne Willen«. Der Soziologe Orlando Patterson definierte derart Entrechtete als »sozial tot«: Sklaven, die man so bezeichnete, waren nur noch Ressource, kein Teil der menschlichen Gesellschaft mehr.
- **»Diener«**
 Auch »Wunsch-erfüller«, »Knecht«, »Dienstmagd«. Sklaven, die so hießen, mauerten keine Gebäude, sondern kochten und bedienten im und ums Haus, versorgten das Vieh, passten auf die Kinder auf oder mussten sich sexuell ausbeuten lassen.



Gutes für die Ohren

Spannende Recherchen und politische Hintergründe, Ideen für ein besseres Leben und Nachrichten und Reportagen für Kinder – **entdecken Sie die Podcasts in unserer Audiothek auf [spiegel.de/audio](https://www.spiegel.de/audio).**



Link zur
Audiothek

Jetzt 4× SPIEGEL GESCHICHTE zum Preis von 3 testen

Lesen Sie vier Ausgaben für nur €24 – eine Ausgabe geschenkt.



Vergangenheit kennen, Gegenwart verstehen:

- ▶ In SPIEGEL GESCHICHTE wird die Vergangenheit **emotional und packend** erzählt. Jede Ausgabe widmet sich einem großen historischen Thema.
- ▶ Genießen Sie **lebendige Berichte**, faszinierende Bilder, präzise Analysen und exklusive Reportagen.
- ▶ SPIEGEL GESCHICHTE ist stets **auf dem neuesten Stand** der historischen Forschung.

Einfach jetzt anfordern:  abo.spiegel-geschichte.de/sg22

oder telefonisch unter 040 3007-2700 (Bitte Aktionsnummer angeben: SG22-002)